Arnulf Deppermann (Mannheim)

Pragmatik *revisited*

Abstract: Die Pragmatik hat sich im Lauf der letzten 40 Jahre fest als linguistische Teildisziplin etabliert. Schon relativ früh hat sich ein Kanon von Fragestellungen und Konzepten herausgebildet, der den Gegenstandsbereich der Pragmatik z.B. in Lehrbüchern und Enzyklopädien ausmacht. Die kanonischen Gegenstände (v.a. Sprechakte, Implikaturen, Präsuppositionen und Deixis) sind über die Zeit erstaunlich stabil geblieben. Der Beitrag regt an, dieses Gegenstandsverständnis von ‚Pragmatik' angesichts der Entwicklungen der Forschung in den letzten Dekaden zu überdenken. Folgende Fragen sind dabei leitend:

- Welche Konzepte und Eigenschaften des Gegenstandsbereichs haben sich in der empirischen Erforschung des sprachlichen Handelns im Kontext als grundlegend erwiesen, ohne bisher entsprechend als Grundkategorien des „Kanons" der Pragmatik begriffen worden zu sein?
- Welche Konsequenzen haben die empirischen Forschungen der letzten Zeit für die Relevanz und das Verständnis der klassischen pragmatischen Themen und Konzepte?

Es wird dafür plädiert, vier Bestimmungsstücke des sprachlichen Handelns ins Zentrum der Auffassung von ‚Pragmatik' zu stellen: Zeitlichkeit, Leiblichkeit, Sozialität und Epistemizität.

1 Überblick

Die Pragmatik hat sich im Lauf der letzten 40 Jahre fest als linguistische Teildisziplin etabliert. Dabei hat sich ein Kanon von Fragestellungen und Konzepten herausgebildet, der den Gegenstandsbereich der Pragmatik z.B. in Lehrbüchern und Enzyklopädien ausmacht. Dieser Beitrag lädt dazu ein, das Gegenstandsverständnis von ‚Pragmatik' angesichts jüngerer Forschungen zu überdenken. Ich skizziere zunächst kurz Eckpunkte des etablierten Verständnisses von Pragmatik (Abschn. 2). Ich werde dann dafür argumentieren, dass die Forschungen der letzten beiden Dekaden dafür sprechen, dass vier Bestimmungsstücke des sprachlichen Handelns unser Verständnis von ‚Pragmatik' prägen müssen:

- *Leiblichkeit*: Sprachliches Handeln ist multimodales Handeln im materiell-räumlichen Kontext, in dem Sprache mit anderen semiotischen Modalitäten koordiniert wird (Abschn. 3);

- *Zeitlichkeit*: Sprachliches Handeln ist sequenziell organisiert und simultan mit anderen Ressourcen des Handelns verknüpft, Retrospektion und Projektion sind konstitutive Dimensionen der situierten Sinnkonstitution (Abschn. 4);
- *Sozialität*: Sprachliches Handeln findet in interpersonellen (Mehrpersonen-) Konstellationen statt und orientiert sich an sozialen, oftmals institutionell und kulturell geprägten Zwecken und Positionen der Interaktionsteilnehmer, die ihrerseits handelnd hergestellt und reproduziert werden (Abschn. 5);
- *Epistemizität*: Praktisch-soziokognitive Prozesse von Aufmerksamkeitskoordination, Perspektivübernahme und Intentionszuschreibung sind Voraussetzung und Resultat sprachlichen Handelns (Abschn. 6).

2 Was ist (linguistische) Pragmatik?

Während Morris' (1938, S. 6) klassische Definition von ‚Pragmatik' als „the study of the relation of signs to interpreters" den Sprachbenutzer in den Vordergrund stellte, dürfte die Sicht von Meibauer (2012, S. 9), Pragmatik sei „the discipline that deals with context-dependent aspects of meaning", wohl eher dem kleinsten gemeinsamen Nenner des heute in der Linguistik vorherrschenden Verständnisses entsprechen. Wie für viele disziplinenbezeichnende Begriffe ist auch für ‚Pragmatik' eine erhebliche Polysemie kennzeichnend:

- *Formale Ansätze* sehen vor allem (formalisierbare) nicht-semantische Bedeutungsaspekte als Gegenstandsbereich der Pragmatik. Klassisch für diese Sicht ist die sogenannte „Gazdar-Formel" „Pragmatik = Bedeutung – Wahrheitsbedingungen" (Gazdar 1979, S. 2).
- Die *kommunikationsorientierte* Betrachtungsweise stellt die Herstellung von Verständigung ins Zentrum. Demnach ist Pragmatik die „Wissenschaft von den Kommunikationsprinzipien, an die Menschen sich halten, wenn sie miteinander agieren und kommunizieren. [...], um den im Zusammenhang verstehbaren Sinn aus der Menge der möglichen Deutungen zu erschließen" (Erhardt/Heringer 2011, S. 14).
- Ein eher *soziologisch* orientierter Begriff stellt das soziale Handeln in den Vordergrund: „Pragmatics is the study of the condition of human language uses as these are determined by the context of society" (Mey 1993, S. 42).
- ‚Pragmatik' wird aber auch als umfassender Begriff für eine *funktional-gebrauchsbezogene Perspektive* auf jeglichen linguistischen Gegenstand verstanden, nämlich als „Linguistics of language use [...] constituting a general (i.e. cognitive, social and cultural) functional perspective on language with as its topic of investigation the meaningful functioning of language in actual use [...]" (Verschueren 1999, S. 10 f.).

Unbeschadet dieser Unterschiede besteht wohl einigermaßen Konsens, dass folgende Aspekte (in unterschiedlicher Gewichtung) in das Verständnis von ‚Pragmatik' eingehen: Sprache wird

- nicht als System, sondern in ihrer Verwendung betrachtet (Levinson 1983);
- im Kontext untersucht; ‚Kontext' ist dabei für die meisten Forscher die Kognition der Sprachbenutzer (Meibauer 2012), Raum und Sozialität (Mey 1993) sind weitere relevante Dimensionen;
- über den Satz hinaus, in Bezug auf ihre Verwendung in Diskurs (Gespräch oder Text) und Situation, betrachtet (Levinson 1983);
- in ihrer Verwendung für Handlungen, d.h. die Produktion sozialer Tatsachen, untersucht (Holly 2001);
- als Mittel der Verständigung und der interpersonellen Kooperation begriffen (Clark 1996).

Die Kanonisierung der Pragmatik begann in den späten 1970er Jahren. Die Etablierung des Feldes spiegelt sich in der Vielzahl von Lehrbüchern, Handbüchern und Enzyklopädien ebenso wider wie in der Tatsache, dass in den meisten Einführungen in die Linguistik ein Kapitel der Pragmatik gewidmet ist. Seit den 1970er Jahren hat sich eine Reihe von Zeitschriften etabliert, allen voran das „Journal of Pragmatics" (seit 1977), das mit mittlerweile 15 Ausgaben/Jahr die ausgabenstärkste linguistische Zeitschrift sein dürfte. Weitere wichtige Organe sind „Pragmatics" (seit 1987, 4 Ausgaben/Jahr), „Pragmatics & Cognition" (seit 1993, 3 Ausgaben/Jahr), „International Review of Pragmatics" (seit 2009, 2 Ausgaben/Jahr), „Pragmatics and Society" (seit 2010, 2 Ausgaben/Jahr) und „Pragmática Sociocultural/Sociocultural Pragmatics" (seit 2013, 2 Ausgaben/Jahr). Die „International Pragmatics Conference" (IPRA) (seit 1986) ist die wohl größte linguistische Fachtagung (mit bis zu 1800 Besuchern), seit 2003 findet regelmäßig die XPRAG-Tagung zur experimentellen Pragmatik statt.

Obwohl die Forschung enorm an Quantität und thematischer Breite gewonnen hat, hat sich seit den frühen 1980er Jahren nicht mehr sehr viel an den grundlegenden Begriffen geändert. Dies zeigt ein Blick in die Inhalte der vorliegenden Lehrbücher, Enzyklopädien und Handbücher. Folgenden Themen sind in 16 verbreiteten Handbüchern und Einführungen zur Pragmatik eigene Kapitel bzw. größere Teilkapitel gewidmet:[1]

---

1 Folgende Quellen wurden erfasst: Birner (2013); Blakemore (1992); Bublitz/Norrick (Hg.) (2011); Burton-Roberts (Hg.) (2007); Cummings (2005); Ehrhardt/Heringer (2011); Ernst (2011); Levinson (1983); Holly (2001); Horn/Ward (Hg.) (2004); Allan/Jaszczolt (Hg.) (2012); Meibauer (2001); Robinson (2006); Thomas (1995); Verschueren (1999); Verschueren/Östman (Hg.) (2009).

Implikaturen/Grice	15
Sprechakte/Sprechakttheorie	14
Präsuppositionen	12
Deixis	10
Relevance Theory	7
Gesprächsstruktur (Konversationsanalyse)	6
Semantik vs. Pragmatik	6
Referenz	6
Informationsstruktur/Topik und Fokus	4
Anaphorik	4
Kontextualisierung	3
Höflichkeit	2
Experimentelle Pragmatik	2
Discourse Representation Theory	2

Tab. 1: Themen in Handbüchern und Einführungen zur Pragmatik

Die ursprüngliche, vor allem von der *ordinary language philosophy* und der analytischen Sprachphilosophie begründete Pragmatik war theoretisch orientiert und arbeitete mit intuitiven Beispielen. Einige neuere, formale Ansätze der Pragmatik, z.B. spieltheoretische (Benz et al. (Hg.) 2011) und optimalitätstheoretische Modelle (Blutner/Zeevat (Hg.) 2004) verfolgen diesen Ansatz weiterhin. Die expandierende Forschung zu Themen der Pragmatik in den vergangenen 20 Jahren verwendet aber mittlerweile zum allergrößten Teil empirische Forschungsmethoden. Diese Empirisierung der Pragmatik ist die entscheidende Triebfeder zur Weiterentwicklung der Pragmatik, denn die im Folgenden dazustellenden wesentlichen Bestimmungsstücke sprachlichen Handelns hätten ohne entsprechende Daten des Sprachgebrauchs und empirische Untersuchungsmethoden nicht erkannt und erforscht werden können. Zu nennen sind vor allem folgende Methoden:

- Interaktionsanalyse (Konversationsanalyse und interaktionale Linguistik),
- Analyse multimodaler Interaktion,
- psycholinguistische Verfahren (experimentelle Pragmatik),
- gebrauchsbasierte, korpuslinguistische Methoden.

Da letztere noch vergleichsweise selten benutzt werden und ihr Ertrag für das Feld bisher keine prägnante Kontur angenommen hat, beruhen die folgenden Ausführungen auf Einsichten der drei erstgenannten Ansätze. Der Blick in die oben genannten Zeitschriften und die Programme der relevanten Konferenzen zeigt, dass die kanonischen Konzepte in diesen Forschungen häufig in den Hintergrund geraten und zunehmend weniger verwendet werden. Die neuen, hier angesprochenen empirischen Untersuchungsperspektiven sind dagegen in den

Lehr- und Überblickswerken meist nur rudimentär repräsentiert. Dass die Kanonisierung von fachlichen Inhalten gegenüber der aktuellen Forschungspraxis zurückhinkt, ist üblich. Dies lädt dazu ein, zwei Fragen zu stellen, denen ich hier nachgehen will:

a) Welche Konsequenzen haben neuere empirische Forschungen für Relevanz und Verständnis der klassischen pragmatischen Themen und Konzepte?
b) Welche Konzepte und welche Eigenschaften des Gegenstandsbereichs haben sich in der empirischen Erforschung des sprachlichen Handelns im Kontext als grundlegend erwiesen, ohne bisher als Grundkategorien der Pragmatik begriffen worden zu sein?

Ich plädiere dafür, vier Bestimmungsstücke ins Zentrum der Auffassung von ‚Pragmatik' zu rücken, die traditionell nicht als zentrale Aspekte von ‚Pragmatik' gesehen wurden: Leiblichkeit, Zeitlichkeit, Sozialität und Epistemizität. Zusammengenommen führen sie zu einem Verständnis von Pragmatik als der Wissenschaft vom sprachlich-leiblichen Handeln von soziohistorischen Subjekten in Raum und Zeit. In der Diskussion der einzelnen Bestimmungsstücke werde ich andeuten, in welcher Weise sie Revisionen etablierter theoretischer Vorstellungen aus dem Bereich der Pragmatik notwendig machen.

Natürlich reflektieren die hier propagierten Veränderungen des Verständnisses von ‚Pragmatik' subjektiv geprägte Schwerpunktsetzungen. Sie sind aus der Sicht meines Interesses an der mündlichen Kommunikation von Angesicht zu Angesicht formuliert. Es wäre sicher (auch) anderes hervorzuheben, wenn man sich für textuelle oder durch technische Medien vermittelte Kommunikation interessiert. Dennoch ist die hier eingenommene Perspektive nicht kontingent, denn

- die folgenden Bestimmungsstücke sind für eine sehr breite Spannweite an Interaktionsformen relevant,
- Mängel der kanonischen Konzepte beruhen wesentlich auf Vernachlässigung dieser vier Bestimmungsstücke,
- die Relevanz der hier diskutierten Aspekte ist jeweils durch breite Forschungstätigkeit belegt.

3 Leiblichkeit

„How to do things with words" lautete der Titel von J. L. Austins epochemachender Schrift. Sie verankerte den Grundgedanken der linguistischen Pragmatik, dass Sprechen so gut wie jedes andere Handeln Handeln ist, im Bewusstsein der Geistes- und Sozialwissenschaften (Austin 1962). Auch wenn dieser Gedanke schon

von Humboldt, Bühler, Wittgenstein u.a. in der einen oder anderen Form vorgezeichnet worden war, war Austins Argumentation doch bahnbrechend, weil der Handlungscharakter des Sprechens nie so konsequent, nie in so direkter Auseinandersetzung mit einer Sprachtheorie, die Sprechen auf die Darstellung von Sachverhalten, die Produktion von wahren Aussagen und die Weitergabe von Informationen reduzieren will, entwickelt wurde. Die historische Ironie dieser Erkenntnis ist aber folgende: Während Austin erkannte, dass das nur symbolische, „abstrakte" Sprechen, das ja selbst nicht gegenständlich handelt, Handeln ist, d.h. soziale Tatsachen und Konsequenzen schafft, übersahen er und seine Nachfolger, dass sprachliches Handeln selbst meist gar nicht so abstrakt ist. Sprechen ist verkörperte Praxis. Dies ist es allein schon durch sein Realisierungsmedium, die Stimme. Die Linguistik hat dies in den letzten 20 Jahren erkannt und stellt nun zunehmend fest, dass die Stimme auch in solchen Dimensionen für unsere kommunikative Praxis maßgeblich ist, die früher mit der Irrelevanzmarkierung „außerlinguistisch" versehen und in den Bereich der Physiologie oder Sprechwissenschaft verwiesen wurden (Phonation, Stimmmodulation; siehe Barth-Weingarten/Sczcepek-Reed (Hg.) i.Dr.). Nur in der Stimme manifestiert sich Sprechen. Doch die Leiblichkeit des Sprechens ist, außer am Telefon, immer mehr als Stimmpraxis: Sie ist multimodale Praxis. Der folgende Transkriptausschnitt zeigt zusammen mit dem zugehörigen Videodatum, wie vielfältig die leibliche Fundierung des Sprechens und seiner linguistischen Eigenschaften ist.

Transkript 1

```
01  DA is meine insel,
02  DA muss ich hin;
03  (0.22)
04  DA muss ich gucken,
05  SPIElen,
06  (0.3)
07  SPIElen-
```

Wenn wir nur dieses Transkript kennen, mögen wir annehmen, dass hier eine Person spricht, die bspw. einen Ferienkatalog anschaut, vom Schiff aus auf eine Insel schaut oder ein Videospiel spielt und dabei eventuell Aufforderungen an einen Mitspieler richtet. Das Video (FOLK-Fahrschule 18.9.2012, 148a: 19:05–19:28) offenbart aber ganz Anderes. Es handelt sich um einen Ausschnitt aus einer Fahrschulstunde. Der Fahrlehrer instruiert die Schülerin, beim Abbiegen näher an eine Verkehrsinsel heranzufahren (S01–02), wobei er korrigierend ins Lenkrad greift. Er zeigt dann mit Klopfen und Blick durch das rechte Seitenfenster an, dass sie die Vorfahrt beachten soll (S04). Schließlich bezieht sich das „SPIElen" in S05/07 darauf, dass die Schülerin beim langsamen Anfahren mit der Kupplung spielen soll.

Blickrichtungen, Zeigegesten, Klopfen, semiotische Objekte wie der Blinker, physische Objekte wie Lenker und Verkehrsinsel, der Straßenverlauf, das fahrende Auto und damit die gegenständlichen Handlungen der Akteure, aufgrund derer sich der Raum in motorischer und visueller Reichweite permanent verändert und den Handelnden wiederum neue Anforderungen stellt und Möglichkeiten eröffnet, sind hier die „Kontexte", aufgrund derer die sprachlichen Formen ihre situierte Bedeutung und Funktion annehmen. Zu „Kontexten" werden diese Konstituenten des situierten Handelns allerdings nur unter einer wissenschaftlichen, sprachzentrierten Perspektive, die nicht die Perspektive der Beteiligten auf ihr situiertes Handeln ist. Für diese ist vielmehr Sprechen eine Ressource unter anderen im Rahmen einer holistischen, situierten Praxis. Leistung und Relevanz des Sprechens ergeben sich nur in Bezug auf und in Verbindung mit all den anderen Bezugspunkten des situierten Handelns.

Die sprachliche Produktion im Ausschnitt ist von der situierten Motivation und Bezogenheit des Sprechens vielfältig geprägt:

- *Personaldeixis*: Die Personalformen der 1.Person „meine" (S01) und „ich" (S02) stehen hier für die Adressatin; die Adressatenposition wird mit der Sprecher-Origo identifiziert;
- *Lokaldeixis*: *da* in S01–04 ist nicht referenzidentisch: In S01 meint es die Verkehrsinsel, in S02 ‚in Richtung auf die Verkehrsinsel', in S04 die Straße zur Rechten. Blick, Gestik und gegenständliches Handeln (Lenken) sind hier referenzdeterminierend.
- *Semantik* und *Morphologie*: „insel" (S01) meint hier eine Verkehrsinsel. Der visuelle Kontext bestimmt hier nicht nur die Referenz, sondern auch die spezifische Intension. Solche Verkürzungen (eines Kompositums oder anderer komplexer Ausdrücke) erfolgen typischerweise, wenn ein Ausdruck von den Beteiligten rekurrent verwendet wird und daher wechselseitig bekannt ist (Brennan/Clark 1996).
- *Grammatik* und *Semantik*: *spielen* (S05/07) ist keine Analepse zu den vorhergehenden Turnkonstruktionseinheiten („da muss ich spielen"), sondern ein deontischer Infinitiv (Deppermann 2007, Kap. 2). Die konventionalisierte Metapher (*mit der Kupplung spielen*) wird hier aufgrund des empraktisch gegebenen Bezugs auf das Anfahren des Autos elliptisch, ohne Argumente benutzt.
- *Handlung:* Es handelt sich bei allen Äußerungen um Instruktionen an die Adressatin, nicht um Aussagen des Sprechers über sich selbst.

Dieses Beispiel zeigt Aspekte einer multimodalen Grammatik (Argumentstruktur und Verbgrammatik), Semantik (referenziell wie intensional) und Pragmatik im engen Sinne (verschiedene nicht-imperativische Aufforderungsformate), welche

nur mit Bezug auf die umfassende praxeologische Einbettung des sprachlichen Handelns erzeugt und erfasst werden können.

Die Sprache ist nur eine Stimme im Konzert der anderen leiblichen Ausdrucksmodalitäten, Gestik, Mimik, Blick, Körperpositur und Bewegung im Raum (Streeck/Goodwin/LeBaron (Hg.) 2011). Und sie kann sich nur entfalten in einer Welt von Objekten, in einer „contextual configuration" (Goodwin 2000), in der semiotische Objekte selbst symbolische Qualitäten haben und eigene Handlungen vollziehen, die Qualität von Quasi-Agenten in bestimmten Szenen gewinnen und die für sich gesellschaftlich objektiviertes Wissen verkörpern (Heath/Hindmarsh 2000).

Der Gebrauch der Sprache in der realen Welt findet nicht nur und vielleicht nicht einmal primär im Gespräch, d.h. themenkohärenten, verbal dominierten Aktivitäten statt, in Bezug auf die alle anderen Kommunikationsressourcen nonverbale Zutaten sind, die das Verbale kontextualisieren. Sprache in freier Wildbahn ist ein Mittel zur Organisation des gemeinsamen Handelns. In ihm ist Sprache zumeist sowohl Instrument der Koordination nicht-sprachlicher Handlungen als auch selbst das Medium, in dem Handlungszwecke realisiert werden. Sie ist intrinsisch verwoben mit Sichtbarem und Tastbarem, mit Objekten und Räumen, mit Positionen und Bewegungen, mit Aufmerksamkeit und Wahrnehmung.

Die Pragmatik muss deshalb Abschied nehmen vom Modell ‚Sprecher-Hörer' als kommunikativer Grundkonstellation (Goffman 1981; Deppermann/Schmitt 2007). ‚Sprecher' und ‚Hörer' sind Abstraktionen, die uns geholfen haben, die kommunikative Strukturiertheit sprachlicher Praxis zum Gegenstand zu machen. Aber sie sind nicht die realen Beteiligten, sondern Abstraktionen zum Zwecke der Schaffung eines disziplinären Objekts ‚Sprachliche Kommunikation'. Die Erforschung dieses Objekts führt uns immer wieder an Grenzen der Sinnhaftigkeit und Sachhaltigkeit der Abstraktion ‚Sprecher-Hörer'. Handeln und Verstehen spielen sich unter multimodal Beteiligten ab, die allesamt zur Herstellung der Interaktion beitragen, ob nun durch Verbalität oder durch die Verwendung anderer multimodaler Ressourcen, mit denen sie bspw. rezeptiv partizipieren bzw. Einstellungen zur laufenden Interaktion in verbal abstinentem Modus kundgeben (Schmitt 2013). Es wird daher Zeit, für die Prozesse des sprachlichen Handelns nicht das Modell der Informationsübertragung zwischen Sprecher und Hörer anzusetzen, sondern die multimodale Koordination von Interaktionsbeteiligten (Goodwin/Goodwin 2004) in raumzeitlichen Prozessen zum Gegenstand zu machen.

Wenn an die Stelle der einseitigen und reduzierenden Fokussierung auf den Sprecher der Blick auf alle multimodal Beteiligten und Agierenden, also auf das Interaktionsensemble (Deppermann/Schmitt 2007), tritt, dann sehen wir, dass multimodales Handeln nicht nur in seiner Abfolge, sondern auch simultan orga-

nisiert ist. Die Beteiligten müssen die unterschiedlichen Ressourcen, die sie für die Organisation ihrer Interaktion einsetzen, gleichzeitig und in ihrer Abfolge koordinieren. Der Blick auf die multimodale Leiblichkeit vertieft also unser Verständnis der Zeitlichkeit um die simultane Dimension.

4 Zeitlichkeit

Mit den klassischen pragmatischen Konstrukten werden pragmatische Phänomene als statische Typen konzeptualisiert: Sprechakte, Implikaturtypen etc. sind kontextfrei definiert, sie sind in sich nicht zeitlich strukturiert und haben keinen Anteil an zeitlich organisierten, kollektiven Handlungsprozessen. Clark (1992, S. xii) bezeichnet diese Sicht als „product tradition". Empirisches Handeln ist aber Vollzugswirklichkeit (Bergmann 1981, S. 12): Es ist prozesshaft strukturiert, mit Humboldt gesprochen: „Energeia".[2]

Zeitlichkeit meint zunächst einmal, dass jedes Handeln raumzeitlich situiert ist. Situiertes Handeln besteht nicht in der Instanziierung eines vorgegebenen Inventars von Wissensstrukturen. Selbst Routinehandeln zeigt seine Sensitivität gegenüber der je konkreten, einmaligen Situation (Garfinkel 1967; Suchman 2007). Konversationsanalytische Untersuchungen haben diese situationsbezogene Sensitivität, die *unique adequacy* des Handelns in seinen prozessualen Details immer wieder gezeigt (Psathas 1995).

Entscheidend für die Erkenntnisbildung in der Pragmatik ist eine Methodologie, die mit Zeitlichkeit in der Weise operiert, wie sie für die Organisation der Interaktion selbst leitend ist, um die zeitlichen Details des Handelns und ihre funktionale Relevanz zu analysieren. Es geht zum einen darum, grundlegende Mechanismen der zeitlichen Strukturierung des Handelns zu erfassen, zum anderen pragmatische Phänomene selbst in ihrer zeitlichen Struktur zu rekonstruieren. Zwei theoretische Ausgangspunkte sind hier für die Pragmatik grundlegend:

a) Peter Auer (2000) formuliert für Syntax-in-Interaktion, was für Handeln-in-Interaktion allgemein gilt: Produktion und Rezeption von Handlungen geschehen „online". Handeln wird in seinem Vollzug stets an den sich permanent ändernden (u.a. von ihm selbst hervorgebrachten) Kontext angepasst. Auer zeigt, wie Mechanismen der Projektion und Retraktion in die Turnkonstruktion eingehen (Auer 2005, i.Dr.).

2 „Die Sprache [...] ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia)." (Humboldt 1836, S. 36).

b) Die Konversationsanalyse stellt die zentrale Rolle von Sequenzialität für die Organisation des Handelns in der Interaktion heraus (Schegloff 2007). Handlungen gewinnen ihre Identität nicht durch sich allein, sondern erst in der zeitlichen Abfolge in einer Sequenz.

An einem Ausschnitt aus einer Talk-Show (Johannes B. Kerner mit Gast Karl Lagerfeld) sei dies erläutert:

Transkript 2: ZDF „Johannes B. Kerner" 13.1.2004, 22h45–24h

```
01  JK fin- <<len> finden sie sich <<all> SExy?>>
02  KL nein das is ihr'
03     da das is auch nich in meiner PREISlage hm?
04  JK <<p,all> warUM->
05  PU [((Lachen))                    ]
06  KL [<<prustend> huha'> (.) NEIN.] (.)
07  KL wenn man- (-) in meinem alter sacht ob ob man sich SExy
       findet is ja is ja <<len> PEINlich> nä? (--)
```

Die Handlung, die mit einem Turn vollzogen wird, konstituiert sich sowohl durch seinen retrospektiven Bezug auf vorangehende (Partner-)Handlungen als auch durch seinen prospektiven Bezug auf folgende Anschlusshandlungen, die durch den Turn projiziert, d.h. erwartbar gemacht, werden (Deppermann/Günthner i.Dr.). Abbildung 1 zeigt anhand der ersten drei Turns in Transkript 2, wie retrospektive und prospektive Handlungsbedeutungen in der Sequenz entstehen.

	1. Position	**2. Position**	**3. Position**
Initiation (A)	**finden Sie sich sexy?**	Antwort	
Reaktion (B)	Inadäquate Frage	**nich in meiner prEislage**	Themenbeendigung
Reaktion auf Reaktion (A)	Insistieren	Unzureichende Antwort	**Warum?**

Abb. 1: Retrospektive und prospektive Bedeutungskonstitution von Handlungen in der Sequenz

Der zweite und dritte Turn (S01–03) gewinnen retrospektive Handlungsbedeutungen, indem sie jeweils das Verstehen des vorangehenden Partner-Handelns anzeigen. Der dritte Turn „waRUM?" (S04) nimmt außerdem auch Bezug auf das

eigene vorangegangene Handeln in erster Position und dessen Verhältnis zur folgenden Partnerreaktion in der zweiten Position. Durch diesen doppelten retrospektiven Bezug wird die Frage „waRUM?“ zu einem Akt des Insistierens gegen Lagerfelds Initiative zur Themenbeendigung. Ebenso konstitutiv und systematisch für die Handlungsbedeutung sind die prospektiven Bedeutungskomponenten, d.h. die Funktion der Turns für die Steuerung des zukünftigen Partnerhandelns wie die Projektion einer Antwort durch die Frage in S01 und der Themenbeendigung durch die Antwort, die in S02–03 erfolgt.

Wenn wir diese sequenzielle Betrachtungsweise der Konstitution von Handlungen und ihren Bedeutungen mit Blick auf den einzelnen Turn perspektivieren, dann sehen wir, dass Turns zugleich *context-bound* und *context-renewing* sind (Heritage 1984, S. 238 ff.). Alle drei zeitlichen Komponenten, der Bezug auf die Vergangenheit, das gegenwärtige Handeln und die Stiftung von Projektionen für das folgende Handeln, liefern systematische Beiträge zur Handlungsbedeutung eines Turns (Abb. 2).

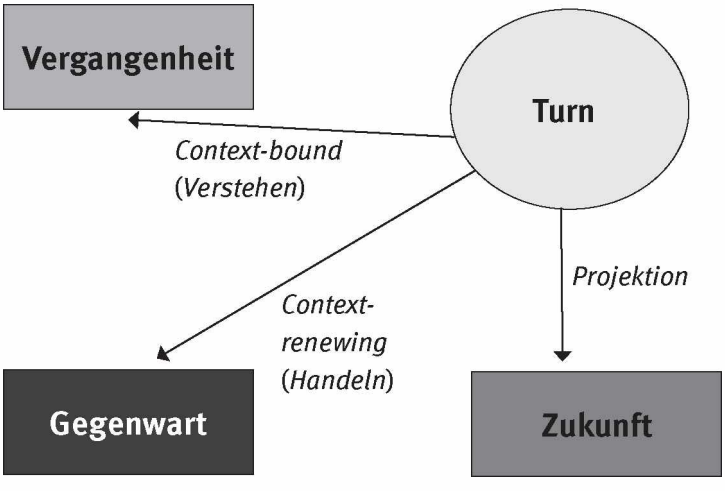

Abb. 2: Zeitbezüge eines Turns

Die zeitlich-sequenzielle Analyse der Handlungskonstitution macht deutlich, wie unangemessen die sprechakttheoretische Handlungsanalyse auf der Basis isolierter, kontextfreier Sprechakte ist. Das gilt sowohl auf der begrifflichen Ebene der Handlungstypen als auch auf der empirischen Ebene der Handlungskonstitution und -identifikation. Viele Handlungen sind bereits als Handlungstyp durch ihren Bezug auf vorangehende und/oder folgende Handlungen bestimmt. Beispiele dafür sind:

- retrospektive Handlungen wie Einwände, Begründungen, Antworten und Bestätigungen sind als Reaktion auf vorangehende Handlungen bestimmt;
- projizierende Handlungen wie Fragen, Aufforderungen, Instruktionen und Ankündigungen sind dadurch definiert, dass sie ein bestimmtes Anschlusshandeln erwartbar machen;
- retrospektiv und prospektiv gerichtete Handlungen wie Verstehensprüfungen, Reparatur-Inititiierungen, Nachfragen und Insistierensakte beziehen sich auf vorangegangene Handlungen und machen außerdem eine bestimmte Reaktion relevant.

Schon früh hatte sich herausgestellt, dass die Identifikation von Handlungen sich nur allzu selten auf kontextfreie Illokutionsindikatoren verlassen kann. Während Ansätze zur Analyse indirekter Sprechakte (Searle 1975) diesem Problem durch die Annahme aufwändiger Implikaturkalkulationen zu begegnen versuchten, zeigt die sequenzielle Analyse, dass Handlungen von vornherein produziert und verstanden werden in Bezug auf den durch Projektionen aufgebauten Erwartungsspielraum für nächste Handlungen. Viele der Lesarten, die bei der Interpretation isolierter Sprechakte durch eine Implikaturanalyse entweder erst umständlich als situiert ungültig ausgeschlossen oder aber durch komplexe Inferenzen generiert werden müssen, stellen sich als saliente Bedeutungen heraus, welche durch vorangegangene Handlungen bereits präferenziell nahegelegt bzw. als Interpretationsspielraum eröffnet wurden. Die sequenzielle Betrachtungsweise macht außerdem deutlich, dass manche von der Sprechakttheorie angenommene Handlungen für die Interaktionsteilnehmer gar keine vollwertigen Handlungen sind. Behauptungen etwa werden im Kontext stets als spezifischere Handlungen (wie Vorwürfe, Bewertungen, Begründungen) eingesetzt und interpretiert.

Handlungen sind also keine kontextfreien Primitiva, aus denen komplexe Strukturen der Sozialwelt aufgebaut werden. Die einzelne Handlung gewinnt ihre Gestalt, Verständlichkeit und Identität nur durch ihre Einbettung in das Geflecht zeitlicher Vor- und Rückverweisungen, die in dauernder Transformation begriffen sind. Das ephemere Jetzt des Handelns vergeht und erneuert sich beständig, indem sich Zukunft unablässig in Vergangenheit transformiert (Deppermann/Günthner i.Dr.). Handlungskonstitution und Handlungsbedeutung sind in der allgemeinen Struktur des subjektiven Zeitbewusstseins, in den passiven Synthesen des Bewusstseins fundiert, wie sie von Husserl (1980 [1928]) und Merleau-Ponty (1966 [1945]) phänomenologisch beschrieben wurden: „Meine Gegenwart übersteigt sich selbst auf eine nächste Vergangenheit und Zukunft hin, und rührt an beide, da wo sie sind, in der Vergangenheit und in der Zukunft selbst." (Merleau-Ponty 1966 [1945], S. 475 f.).

5 Sozialität

So wie die linguistische Pragmatik mit dem Konstrukt ‚Sprecher-Hörer' von der multimodalen Leiblichkeit der Interaktionsbeteiligten abstrahiert, so abstrahiert sie weitgehend auch von der Sozialität des Handelns. Sie konzipiert die Handelnden als kognitive Systeme oder als Akteure ohne spezifische soziale oder kulturelle Prägung; Handeln erscheint als lokales, selbstgenügsames Ereignis ohne sozialstrukturellen Bezug.

Nun mag man einwenden, die Aufklärung des Zusammenhangs zwischen der Variation sprachlicher Praxis und sozialen Strukturen sei Aufgabe der Soziolinguistik und nicht der Pragmatik. Mir geht es hier aber nicht um das Soziale als Variable. Es geht nicht darum, dass sprachliche Handlungen anders ausgeführt und unterschiedliche sprachliche Varianten benutzt werden je nach sozialer Gruppe oder institutionellem Kontext. Es geht darum, das Soziale nicht als Variationsquelle, sondern als Konstitutionsgrund sprachlicher Praxis zu verstehen. Was damit gemeint sein kann, will ich an zwei für jede Interaktion grundlegenden Konstitutionsaspekten zeigen:

- die soziale Konstitution von Handlungsbedeutungen (5.1);
- die Beteiligungsstruktur der Interaktion (5.2).

5.1 Soziale Konstitution von Handlungsbedeutungen

Die in Abschnitt 4 dargestellte retrospektiv-prospektive Zeitstruktur des Handelns ist nicht nur für die einzelne Handlung konstitutiv. Sie ist auch die Grundlage für Verständigung und gelebte Intersubjektivität. Handlungen sind sinnstrukturierte Einheiten und soziale Tatsachen (vgl. Searle 1995), denn sie sind darauf ausgelegt, von den Interaktionspartnern verstanden zu werden (Weber 2001 [1922]). Eine Handlung A gewinnt ihre Bedeutung in einer elementaren Struktur von drei aufeinander folgenden Positionen:

(1) Handlung A durch Akteur a;
(2) Handlung B durch Akteur b: Sie zeigt an, wie b Handlung A verstanden hat;
(3) Handlung C: Akteur a nimmt Stellung zu bs Verstehensdokumentation in der zweiten Position.

Diese drei Positionen machen den minimalen Elementarzyklus der praktischen Herstellung von Intersubjektivität aus (Schegloff 1992; Deppermann 2008). Im problematischen Falle verlängert sich der Zyklus weiter durch Handlungen, die auf Verstehensabsicherung spezialisiert sind, z.B. Reparaturinitiierungen, Reparaturen, Inferenzprüfungen und Reformulierungen. Die Intersubjektivität

von Handlungsbedeutungen beruht also auf der Temporalstruktur der Interaktion. Im folgenden Ausschnitt aus einer Talkshow können wir sehen, wie die Bedeutung der Antwort des Gasts (S07/09) mit dem Moderator (MO) ausgehandelt wird:

Transkript 3: IDS-AGD Talk on tv 4050.026

```
02  MO =WÄren sie vielleicht lieber ministerin geworden
       unter ENGholm?
03     (0.9)
04  GA °hhh
05  MO  als (.) bei MOMper?
06     (2.1)
07  GA [hÄtt ich AUCH gekonnt;     ]
08  MO [der WIRkte doch am anfang,]
09  GA [dEswegen ist es schwer zu [SAgen.]=
10  MO [ja? ]                     [mhm,  ]
11  GA =<<p>ja,>
12  MO <<all> also SIE hatten keine> besOndere präferenz.
13     (0.5)
14  GA für MOMper?=
15     =nein.
```

Erst nachdem der Moderator seine Interpretation der Antwort angezeigt hat (S12) und der Gast diese vereindeutigend bestätigt (S14–15), kann die Bedeutung der Antwort aus S07/09 als intersubjektiv gesichert gelten. Handlungsbedeutungen werden in Prozessen wechselseitiger Zuschreibungen (vgl. Levinson 2013) fixiert, d.h. in einem für die aktuellen praktischen Zwecke der Interaktion hinreichenden Maße festgelegt und wechselseitig aufgezeigt (*grounding*, Clark/Brennan 1991). Der sequenzielle, soziale Prozess der Herstellung von Intersubjektivität von Handlungsbedeutungen ist notwendig, da aufgrund der Kontextabhängigkeit und der Indexikalität des Handelns die *in situ* gültige Handlungsbedeutung weder durch die Sprecherintention noch durch soziale Konventionen abgesichert sind. Dass die Sprechakttheorie und bspw. auch die *politeness*-Theorie häufig scheitern, wenn sie zur empirischen Analyse sprachlichen Handelns eingesetzt werden sollen, beruht in erheblichem Maße darauf, dass weder die (per se ja gar nicht feststellbare) Sprecherintention noch entsituierte Bedeutungskonventionen taugen, um festzustellen, was den Interaktionsteilnehmern als Bedeutung ihres Handelns gilt. Genauso wenig sind Handlungsbedeutungen hinreichend an Hörerinferenzen zu binden, wie dies z.B. die Implikaturtheorie (Grice 1975) und die *relevance theory* (Sperber/Wilson 1995) nahezulegen scheinen. Handlungsbedeutungen sind weder in dem Moment, in dem die Handlung produziert wurde, vom Sprecher verbürgt noch durch die mentale Interpretation des Hörers, die ja auch

als solche kein intersubjektives Faktum darstellt. Handlungsbedeutungen entstehen erst als Prozessphänomen in situierter Aushandlung.

Handlungsbedeutungen sind weitergehend verankert in der kollektiven Orientierung auf kooperatives Handeln (Tomasello et al. 2005; Clark 1996). Mead (1968 [1934]) wies bereits auf die triadische Struktur der Sinns einer Handlung hin: Handlungen gewinnen ihre Bedeutung durch den Bezug auf die soziale Reaktion und auf den Beitrag, den sie zu einem gemeinsamen Interaktionszweck leisten. In typischer Weise ist dieser Zweck in Form von kommunikativen Gattungen oder Interaktionstypen vorgezeichnet (siehe Günthner/Knoblauch 1994). Das lokale Handeln steht dabei in einem reflexiven Verhältnis zu sozialen, oftmals institutionell geprägten Aufgaben- und Zweckkontexten des Handelns (Heritage/Clayman 2010). Handeln indiziert diese sozialen Kontexte. Dies ist auch der Sinn der viel strapazierten Formel *doing* (*being*) *X*. Handeln produziert und reproduziert soziale Struktur *in situ* durch seine für die Eingeweihten verständliche Typik. Handeln reflektiert soziale Anforderungs- und Erwartungsstrukturen, bestätigt und bearbeitet sie – oft in einer Weise, die nur erkennbar ist, wenn wir mehr als das lokale Handeln kennen (Deppermann et al. 2010). Hier kommt die ethnografische Dimension der Pragmatik ins Spiel: Handeln ist nicht schlechthin, für jeden, selbstexplikativ, sondern nur für diejenigen, die die geeigneten Wissens- und Erwartungskontexte beibringen.

Pragmatische Theorien wie Sprechakttheorie, Implikaturtheorie und *relevance theory* verkürzen die Strukturiertheit des sprachlichen Handelns, indem sie seine soziale Konstitution ausblenden und den Mythos eines prä-sozialen, neutralen Handlungsnullkontexts pflegen, welcher (implizit) als Ausgangspunkt für die Handlungsanalyse angesetzt wird. Handeln ist aber unhintergehbar sozial situiert. Diese Situiertheit gehört selbst zur generischen, formal-allgemeinen Struktur des Handelns, das immer in einem Kontext handlungsfundierender Aufgaben, transzendierender kollektiver Zwecke und symbolisch konstruierter Identitäten der Beteiligten steht. All dies gilt immer doppelt: als Orientierungsgröße für das Handeln und als Reproduktion durch das Handeln. Die Vernachlässigung der sozialen Konstitution des Handelns führt folgerichtig zur theoretischen Ausblendung von bestimmten Dimensionen pragmatischer Bedeutung, die nicht als relevant für jedes Handeln erkannt werden:

- Sein Bezug auf lokale *Interaktionsaufgaben, -anforderungen und -zwecke* (Deppermann et al. 2010);
- die Bezogenheit und den Beitrag des lokalen Handelns zu *größeren, sozialtypologisch geregelten Interaktionszusammenhängen* und Erwartungsstrukturen (wie Interaktionstypen und kommunikativen Gattungen), die den individuellen Handlungen erst ihre spezifische Typik verleihen (Heritage/Clayman 2010);

- die *sozialsymbolische Kraft* des Handelns, einerseits in Bezug auf die Herstellung (institutioneller) Situationen, andererseits in Bezug auf die Konstitution des für diese Situationen relevanten Personals. Hier geht es um die Selbst- und Fremdpositionierung von Akteuren (Deppermann i.Dr. a) und damit um den Beitrag des Handelns zur Identitäts- und Beziehungskonstitution als einer Basisdimension pragmatischer Bedeutung. Damit verbunden ist
- die Abhängigkeit der Art und Weise des Handelns davon, *wer* es ausführt, d.h. die Zugehörigkeit der Beteiligten zu bestimmten für den Handlungszusammenhang relevanten *Identitätskategorien* und den mit ihnen assoziierten Rechten und Pflichten (Enfield 2011).

5.2 Beteiligungsstrukturen

Eine problematische Abstraktion, die sich aus dem Sprecher-Hörer-Modell der Pragmatik ergibt, ist die implizite Annahme, dass der Normalfall von Kommunikation die dyadische *face-to-face*-Interaktion ist. Doch ein großer Teil der Kommunikationspraxis ist nicht so. Kommunikation findet in unterschiedlichsten Mehrpersonen-Konstellationen wie Familientischgesprächen, Besprechungen, Schulunterricht, Pressekonferenzen, Unterhaltungen im Bus etc. statt. In Mehrpersonenkonstellationen stehen die Beteiligten vor Aufgaben der pragmatischen Organisation, die im Sprecher-Hörer-Modell nicht zu beschreiben sind.

Goffman (1981) und viele Autoren in seiner Nachfolge (z.B. Clark 1992; Levinson 1988; Goodwin/Goodwin 2004; Burger 2005) haben gezeigt, dass in solchen Konstellationen anwesende Personen ganz unterschiedliche Rollen einnehmen können: Sie können nicht nur ratifizierter Teilnehmer mit Rederecht sein, sie können bspw. auch *side participant* (unadressierter Teilnehmer), *overhearer* (nichtbeteiligter Zuhörer), *eavesdropper* (Lauscher), *indirect target* (nicht-adressierter Teilnehmer, für den eine Botschaft bestimmt ist) usw. sein. Solche Beteiligungskonstellationen werden von den Akteuren aktiv, mit spezifischen Handlungspraktiken hergestellt. So benutzen Interaktionsteilnehmer Praktiken der Körperorientierung, um zu signalisieren, dass sie für eine Interaktion verfügbar sind, dass sie sich in einer zentrierten Interaktion befinden, dass eine bestehende Interaktion für die Aufnahme weiterer Beteiligter offen ist, dass sie eine Interaktion nicht wahrnehmen oder gar belauschen, obwohl sie sie akustisch hören können usw. (z.B. Kendon 1980). Sprecher zeigen mit der Gestaltung von Turns an, an wen innerhalb einer Mehrpersonenkonstellation sich ein Beitrag richtet. Umgekehrt gewinnen sprachliche Handlungen in Mehrpersonenkonstellationen oft Bedeutungen, die sie in dyadischer Interaktion nicht haben. Ein Beispiel sind Ankündigungen in institutioneller Mehrpersonen-Interaktion. In einer Rettungsinter-

aktion kündigt ein Sanitäter an den Patienten gerichtet besipielsweise an: „okee dann (mache) mer den pUlsOxi noch drAn-". Während der Patient manifest (durch Blickzuwendung) adressiert wird und es sich offenbar für ihn um eine Ankündigung handelt, wird die Äußerung zugleich von einem Rettungsassistenten als Handlungsaufforderung verstanden und befolgt, das Pulsoxymeter (zur Messung der Sauerstoffsättigung des Blutes) zu holen und am Patienten anzuschließen. Der Assistent wählt sich also selbst als denjenigen, den die Ankündigung als Handlungsaufforderung betrifft. Funktionsrollenbezogenes Wissen, die Kenntnis routinierter professioneller Handlungsabläufe und die situierte Verfügbarkeit (andere Assistenten sind währenddessen unabkömmlich) sind hier entscheidend für die Äußerungsinterpretation als adressierter Aufforderung (vgl. auch Hindmarsh/Pilnick 2002; Schmitt/Deppermann 2007). Soziale Handlungserwartungen und Wissensvoraussetzungen, die mit einzelnen Personen und Rollen verbunden sind, erzeugen Rechte, Pflichten und Zuständigkeiten, die situiert angezeigt, enaktiert und zur Gestaltung und Interpretation des Handelns in Rechnung gestellt werden.

Pragmatische Theorien setzen stillschweigend voraus, dass Sprecher auch für Inhalt und Form ihrer Worte individuell verantwortlich sind. Dies ist aber keineswegs immer so. Besonders in Mehrpersonengesprächen, aber z.B. auch in Erzählungen (Goodwin 2007), kann der Sprecher eine unterschiedliche auktorielle Position gegenüber dem Gesagten einnehmen (*production format*, Goffman 1981). Der folgende Ausschnitt aus einer Bundespressekonferenz zeigt dies eindrücklich. Der Journalist J3 fordert Pressesprecher M zu einer Erklärung auf.

Transkript 4: Ausschnitt aus Bundespressekonferenz 18.2.2011

```
047  J3  können sie mal (.) eh (.) eine erKLÄrung
         eh versuchen,
048      weshalb man (.) seinen (.) RÜCKtritt nur so
         in einer (.) dürren erklÄrung,
049      .hh vor ausgewählten KAmeraleuten sagen,
050      weshalb er nicht die trAUte hat sich hierher
         zu stellen und FRAgen zu beantworten,
051      die ALle möglichen (.) lEUte,
052      .h nicht nur böse journaLISten,
053      .h STELlen,
054      und die auf ne ANTwort warten.
055      (1.0)
056  M   ALso er hat sich so entschIEden wie er sich
         entschIEden hat vOrzugehn.
057      und äh ich hab des jetzt von hIEr aus nicht
         weiter zu Interpretiern oder zu KOMmentiern.
```

J3 nimmt verschiedene Rollen hinsichtlich seines Beitrags ein:
- Er stellt als individueller Autor eine von ihm selbst verantwortete Frage,
- er agiert als Vertreter der Journalisten auf der Bundespressekonferenz („hierher", S050),
- er definiert sich als Vertreter der Öffentlichkeit („Alle möglichen (.) lEUte", S051),
- er tritt auf als Vertreter der kritischen Journalisten, die aus Sicht der Regierung diskreditiert werden (ironisches Zitat der Fremdperspektive: „böse journalisten", S052).

Der Pressesprecher M dagegen gibt nur die Position des Ministers, den er vertritt, wieder, er verzichtet auf eigene Agency. Auf diese Weise sind weitere, nur symbolisch präsente Personen an der Interaktion beteiligt, eben diejenigen, die als Autor, Gewährsleute oder Mitvertretene explizit oder implizit aufgerufen werden.

6 Epistemizität

Dass pragmatische Interpretationen spezielle Wissensbestände und epistemische Strategien erfordern, wird im Unterschied zu den vorgenannten drei Punkten in klassischen Theorien durchaus mitbedacht. Ariel (2008) beispielsweise zieht in Gricescher Tradition auf dieser Basis die Trennlinie zwischen Grammatik und Pragmatik: Während für sie zur Grammatik alles gehört, was codiert ist („what is said"), betrifft Pragmatik den Bereich der Inferenzen („what is meant"). Neben den Implikaturen beziehen sich auch einige andere klassische Themen der Pragmatik auf kognitive Prozesse, so z.B. die Informationsstruktur, für die beispielsweise Bekanntheit, Salienz und Inferierbarkeit von Informationen (Gundel 2012) grundlegend sind, oder die Anaphorik (Saussure 2012), bei der diskursives Gedächtnis, aber auch Weltwissen zur Desambiguierung von Anaphern notwendig sind. Während früher die Relevanz kognitiver Kategorien oft konzeptuell postuliert, nicht aber empirisch untersucht wurde, sind seit Mitte der 1980er Jahre zunehmend Untersuchungen zu verzeichnen, die die Rolle kognitiver Prozesse für pragmatische Phänomene datengestützt untersuchen. Beispielhaft will ich dies zum einen an der sogenannten „experimentellen Pragmatik", zum anderen an Untersuchungen zur Rolle, die geteiltes Wissen für die Gestaltung des sprachlichen Handelns in der Interaktion spielt, zeigen.

6.1 Experimentelle Pragmatik

Seit Anfang der 2000er Jahre sammeln sich Forscher, die pragmatische Theorien experimentell testen und weiterentwickeln, unter dem Begriff „experimentelle Pragmatik" (Noveck/Sperber (Hg.) 2004; Meibauer/Steinbach (Hg.) 2011). Sie benutzen unterschiedliche, aus Psychologie und Psycholinguistik stammende Methoden. An drei exemplarischen Studien stelle ich Methoden und Erträge für die Theoriebildung der Pragmatik kurz vor.

Gibbs (1994) zeigt, dass das Verstehen literaler vs. nicht-literaler Sprache auf gleichen mentalen Prozessen beruht. Er wendet sich gegen die klassische Drei-Stufen-Interpretation zur Erklärung von indirekten Sprechakten, Metaphern und anderen Formen „uneigentlicher Rede" (siehe Searle 1975). Diese behauptet, dass zunächst immer die literale Bedeutung decodiert werde (Stufe 1). Wenn diese im lokalen Kontext nicht passt (Stufe 2), werde unter Annahme des Kooperationsprinzips eine implikatierte, indirekte bzw. figurative Lesart konstruiert, die kontextuell angemessen ist (Stufe 3). Gibbs (1994) zeigt dagegen, dass die literale Interpretation keineswegs immer zuerst aktiviert wird, sondern dass kontextuell saliente Erwartungen bestimmen, welche Interpretation aktiviert wird. Als experimentelle Methoden wurden Priming und Reaktionszeitmessung verwendet. Den Versuchspersonen wurde zunächst eine Beispielgeschichte präsentiert. Der letzte Satz dieser Geschichte war im einen Fall als direkter Sprechakt (Frage), im anderen als indirekter (grammatische Frage als Aufforderung) zu verstehen. Im letzteren Falle wurde ein Satz, der den Sprechakt als Aufforderung paraphrasierte, schneller als grammatisch korrekter Satz erkannt als eine Paraphrase als Frage. War der *prime* dagegen ein direkter Sprechakt, wurde die Interpretation als direkter Sprechakt schneller als grammatischer Satz erkannt. Das Ergebnis lässt darauf schließen, dass nicht-wörtliche Lesarten direkt verstanden werden, wenn sie vom vorangehenden Kontext als erwartbare Lesarten nahegelegt werden, ohne dass zuvor eine literale Interpretation stattgefunden hat.

Ein anderes Thema der experimentellen Pragmatik ist die Differenzierung unterschiedlicher Arten von Implikaturen. Noveck/Posada (2003) untersuchten z.B. anhand von *self-paced reading tasks* (Reaktionszeitmessungen) und ereigniskorrelierten Potenzialen im EEG (sogenannte N400-Amplitude) den Prozess des Verstehens von generalisierten skalaren Implikaturen. Die Messungen sprechen eher für die These der *contextual inference* (Sperber/Wilson 1995) als für eine *default interpretation* (Levinson 2000) von generalisierten Implikaturen.

Eine weitere, inzwischen viel verwandte Methode ist das Eyetracking. Hanna/Brennan (2007) führten eine Untersuchung zur Referentenidentifikation durch. Sie konnten anhand der Verfolgung der Blickbewegung von Rezipienten zeigen, dass diese bei referierenden Beschreibungen dem Blick des Sprechers während

seiner Sprachproduktion folgen und ihn nutzen, um ambige sprachliche Referenzen durch die Blickrichtung zu vereindeutigen, bevor sie vom Sprecher linguistisch desambiguiert werden. Benutzt wurde das *visual world paradigm*, in dem der *director*, der Referenzen produziert, und der *matcher*, der die Referenten zu identifizieren hat, die gleichen Objekte sehen können (Abb. 3). Schaut der *director* bei der Produktion des referenziell ambigen Ausdrucks „blue circle" bereits auf den intendierten Referenten (*target*), dann fokussiert der Rezipient ebenfalls das *target*, bevor der *matcher* die verbale Disambiguierung „with five dots" liefert (Abb. 4, linke Grafik). Blickt der *director* dagegen während seines Formulierungsprozesses nicht auf das *target*, fokussiert der *matcher* erst in dem Moment, in dem die verbale Disambiguierung stattfindet, das *target* (Abb. 4, rechte Grafik).

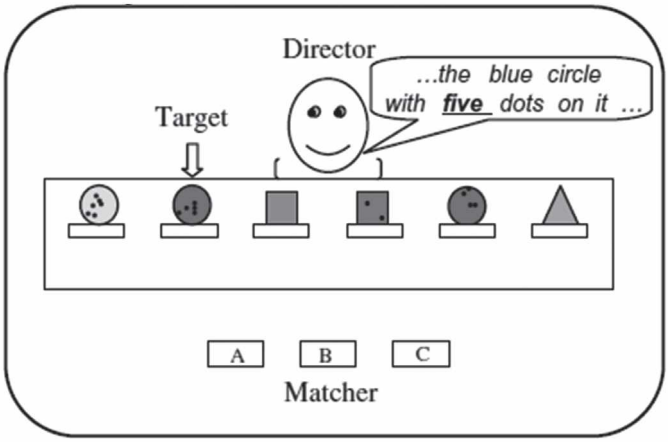

Abb. 3: *Visual world paradigm* (aus Brennan/Hanna 2007, S. 599)

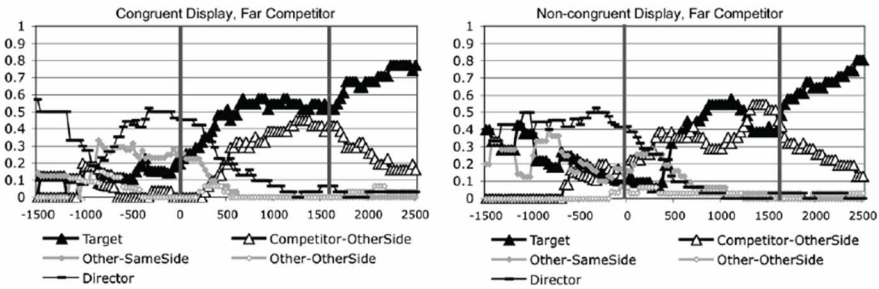

Abb. 4: Relative Häufigkeit der visuellen Fokussierung des *target* durch den *matcher* in Abhängigkeit von Blickverhalten des *director* (aus Brennan/Hanna 2007, S. 603, 604). Die erste Senkrechte markiert den Zeitpunkt der ambigen verbalen Referenz, die zweite den Zeitpunkt der verbalen Disambiguierung.

Die experimentelle Untersuchung pragmatischer Phänomene birgt Vor- und Nachteile. Da die Versuchsteilnehmer eine eng umschriebene Interaktionsaufgabe mit einem sehr beschränkten Spektrum an Reaktionsmöglichkeiten bearbeiten, kann der Einfluss einzelner Faktoren auf das Interaktionshandeln gezielt getestet werden. Aufgrund der Standardisierung des Settings variieren nur die Bedingungsfaktoren, welche als Operationalisierung der zu prüfenden, theoretisch abgeleiteten Hypothesen gelten. Alles andere wird konstant gehalten. Dies macht die interne Validität des Experiments aus.

Genau diese Vorteile beschränken aber die ökologische Validität und die Aussagekraft der Experimente für alltagsweltliche pragmatische Prozesse erheblich. Die Handlungsmöglichkeiten der Versuchspersonen sind stark eingeschränkt (z.B. bzgl. Themen, Handlungen, Beteiligungsstrukturen). Die experimentellen Aufgaben sind artifiziell und decken sich kaum mit alltagsweltlichen Interaktionsbedingungen. Experimentelle Settings können die Vielzahl der situierten Anlässe, Formen und Funktionen des Handelns in der Interaktion, ihre Verknüpfung mit den Zwecken der Beteiligten und die Systematiken emergenter Interaktionsverläufe nicht erfassen. Die Erkenntnismöglichkeiten der experimentellen Erforschung sozialer Interaktion sind sehr begrenzt, ihre Übertragbarkeit auf alltagsweltliches Handeln oft ungewiss.

6.2 Geteiltes Wissen und sprachliches Handeln

Schauen wir daher, wie wir die Relevanz kognitiver Faktoren im Alltagshandeln erfassen können. Eine grundlegende Aufgabe der Handlungsgestaltung besteht im *recipient design*. Damit sind alle Praktiken gemeint, die dazu dienen, Turns auf Basis von Einschätzungen über die Interaktionspartner auf den/die jeweils spezifischen Adressaten zuzuschneiden (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974, S. 727; Deppermann i.Dr. b). Die soziale Kategorienzugehörigkeit des Adressaten ist ein erster Anhaltspunkt dafür. Sie wird vor allem dann herangezogen, wenn auf keine gemeinsam geteilte Interaktionsgeschichte, keine Wir-Beziehung zurückgegriffen werden kann (Isaacs/Clark 1987). Ist dies aber der Fall, dann ist entscheidend für das *recipient design*, welche Erfahrungen die Interaktionsteilnehmer gemeinsam gemacht haben und welches geteilte Wissen sie daher einander unterstellen. In der gemeinsamen Interaktionsgeschichte bilden sich bestimmte Formulierungen als kanonische Formen für den Vollzug bestimmter Handlungen heraus (Brennan/Clark 1996). Geteiltes Wissen erlaubt ökonomischeres Kommunizieren (Clark 1992): Minimale Formulierungen reichen aus, um ein komplexes geteiltes Verständnis von Handlungssituation und Handlungserwartungen zu aktualisieren.

Kanonisierung und Ökonomie sehen wir besonders deutlich, wenn Interaktionsteilnehmer immer wieder die gleichen Handlungen gemeinsam ausführen. Experimentell untersucht wurde dies in sogenannten *referential communication tasks*. In ihnen muss eine Versuchsperson einer anderen z.B. schwer zu kategorisierende Tangramfiguren so beschreiben, dass es ihr gelingt, diese zu identifizieren (Clark/Wilkes-Gibbs 1986). Die ökologische Validität solcher Untersuchungen ist fraglich (siehe oben).

Aber auch im Alltag gibt es Interaktionstypen, in denen die Beteiligten, ähnlich einem Experiment, die gleichen Handlungen immer wieder miteinander vollziehen. Dies geschieht zum Beispiel in praktischen Fahrschulstunden. Sie eignen sich daher gut, um den Zusammenhang von gemeinsamer Interaktionsgeschichte, der Bildung von *common ground* und *recipient design* zu erforschen. Im Folgenden geht es um Instruktionen. Im Verlauf des Unterrichts fordert der Fahrlehrer den Schüler immer wieder zu den gleichen Handlungen auf (z.B. kuppeln und schalten, links abbiegen, rückwärts einparken). Das Design der Instruktionen verändert sich im Lauf der Interaktionsgeschichte vollständig. Als Beispiel sehen wir uns einen Teilschritt der gemeinsamen Aktivität ‚rückwärts einparken' an. Es geht darum, wie weit der Schüler beim Einfahren in die Parklücke schräg zurücksetzen muss, bis er wieder nach links lenken soll, um das Auto gerade in die Lücke zu navigieren (Abb. 5).

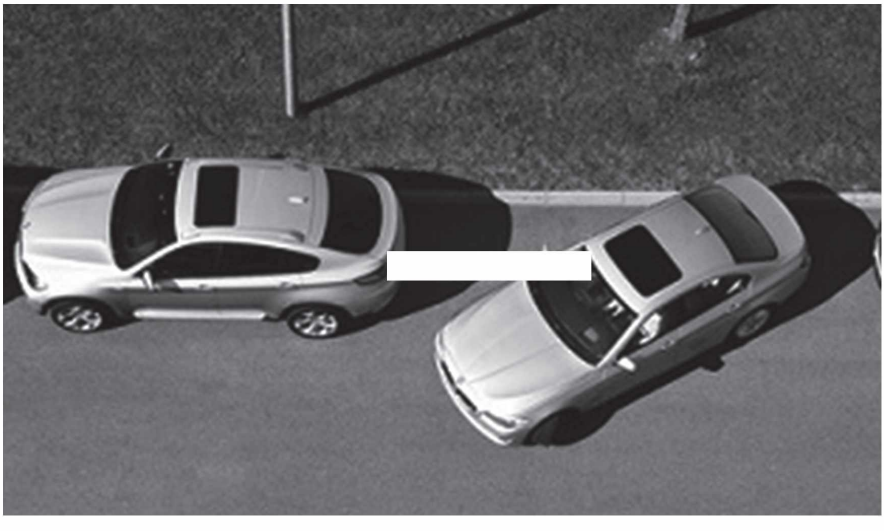

Abb. 5: Position des Fahrzeugs beim Rückwärtseinparken im Moment des Gegenlenkens

Als die Fahrlehrerin der Schülerin das erste Mal die Aufgabe erklärt, illustriert sie den Vorgang mit Hilfe eines Spielzeugautos und einer Kiste, die für das davor parkende Auto steht. Die Instruktion lautet:

Transkript 5: Tina 2013_11_05_01_01:32–01:41

```
01   FL fährst du SOweit, (.)
02      *BIS diese *BE säule,
     fl-h *zeigt B-Säule des Spielzeugautos (Abb. 6)*
        zeigt auf Kiste---->
```

Abb. 6: Fahrlehrerin demonstriert Einparkvorgang an Modellauto und kleiner Kiste

```
03      wieder mit DEM-
04      +*(0.2)§(0.35)*+
     fl-b +schaut zur B-Säule+
     fl-h *zeigt auf B-Säule des Autos*
     fs-b       §schaut hoch--->
05   FL +mit dem LISCHT so;
     fl-b +schaut auf Spielzeugauto---->
06       (0.22)
07   FL *eine LInie so hier ergibt,
     fl-h *zieht Linie von Kiste zur B-Säule des
         Spielzeugautos und zurück---->
08   FL SIEH[ST du?]
09   FS     [hm_hm.]
```

Die Lehrerin macht die beiden Bezugspunkte, die die Schülerin beachten muss, durch eine komplexe Beschreibung explizit. Die genaue Referenz auf die relevanten Punkte an den beiden Fahrzeugen wird durch Zeigegesten (S02, 04) und

zwei illustrative Liniengesten verdeutlicht (S07). Abschließend versichert sich die Fahrlehrerin, dass die Schülerin die Instruktion verstanden hat (S08 f.).

Die zweite Instruktion, diesmal bei der praktischen Einübung im fahrenden Auto, ist bereits erheblich knapper und gestisch weitaus weniger aufwändig. Eine Verstehensabsicherung findet nicht mehr statt.

Transkript 6: Tina 2013_11_05_01_02:33–02:41

```
jetzt fahr mal n_bisschen GRAde zurück,
 (1.53)
guck bis du hier so eine LInie +mit dem hast;
                               +klopft ans rechte Fenster
```

Im vierten Versuch reicht bereits ein einfacher Satz mit nur einem Argument und einer horizontalen Liniengeste:

Transkript 7: Tina 2013_11_05_01_02:33–02:41

```
guck jetzt HAste schon +deine linie.
                       +Liniengeste mit ausgestrecktem Arm
```

In der zehnten Instruktion wird nur noch das Nomen „linie“ benutzt, um auf den relevanten Orientierungspunkt aufmerksam zu machen. Im vierzehnten Versuch reicht schließlich allein der Blick der Fahrlehrerin auf das davor stehende parkende Auto aus, dass die Schülerin nicht weiter zurück setzt und mit dem Gegenlenken beginnt (Tina 2013_11_12_01_08:53–09:11). Tabelle 2 zeigt, wie die Komplexität der Instruktionen der gleichen Aktivität mit der Anzahl der Wiederholungen abnimmt.

Anzahl Versuche	Handlungs-beschreibung	Syntax	Argumente	Gesten
1	+	Hauptsatz und Adverbial	3 lexikalische 1 PRO	3 Zeige 2 illustrative
2	+	Hauptsatz und Adverbial	1 lexikalisches 2 deiktische 1 PRO	1 Zeige
4	–	Hauptsatz	1 lexikalisches	1 illustrative
10	–	Nomen	–	1 Zeige
14	–	–	–	1 Blick

Tab. 2: Veränderung einer Instruktion im Verlauf der Interaktionsgeschichte

Die Emergenz von *common ground* in der Interaktionsgeschichte spiegelt sich wider in zunehmender Formulierungsökonomie, sowohl syntaktisch als auch semantisch:

- zunehmende Präsupposition von relevanten situierten Bezugspunkten (Argumente nicht mehr genannt),
- Handlungsimplikativität von Beschreibungen (Handlungsaufforderung nicht mehr genannt),
- Kanonisierung von Ausdrucksverwendungen („linie"),
- zunehmende Indexikalisierung.

Die initiale Wissensvermittlung erfordert eine verbal explizite Instruktion. Gesten werden anfänglich zur Unterstützung der verbalen Explikation und zur situierten Referenzidentifikation benutzt (wo ist die bzw. welche B-Säule? welches Licht? was für eine Linie?). Mit zunehmender Ökonomisierung werden die Instruktionen indexikalischer („mit dem", „deine linie"). Schließlich reicht ein Blick der Fahrlehrerin, der vielleicht nicht einmal kommunikativ, sondern bloß prüfend war, um von der Schülerin als Instruktion verstanden zu werden, die den gesamten deskriptiven und handlungsprojizierenden Gehalt trägt, der in den vorangegangenen Durchgängen der Aufgabenbearbeitung vermittelt und stabilisiert wurde. Es ist unmöglich, diese Blickgeste als initiale Instruktion zu benutzen. Sie funktioniert nur auf Basis einer Interaktionsgeschichte, in der gelernt wird, zu sehen, was die Geste meint, d.h., sie entsprechend situiert, im Rahmen einer gemeinsamen Aufgabenbearbeitung und in Bezug auf eine bestimmte räumliche und bewegungsbezogene Konstellation der Fahrzeugnavigation zu interpretieren.

Die interaktionsgeschichtliche Adaptation des *recipient design* zeigt einen *trade-off* zwischen Kognition und Sprechen: Je weniger *common ground* besteht, desto mehr muss expliziert werden; je mehr *common ground*, desto weniger Explikation ist nötig. Die *affordances* des Sichtbaren sind zwar Voraussetzung für indexikalisches und elliptisches Interagieren in der Situation. Aber die Veränderung der Instruktionspraktiken im Verlauf der Interaktionsgeschichte macht deutlich, dass die Relevanz und Interpretation der *affordances*, die ja prinzipiell in jedem Durchgang die gleichen sind, und die für ihre Aktualisierung hinreichenden Verfahren vom emergierendem *common ground* und damit von der sozialen Kognition der Beteiligten abhängen.

7 Ein kurzes Fazit: Sprachliches Handeln von soziohistorischen Subjekten in Raum und Zeit als Gegenstand der Pragmatik

Dieser Beitrag plädiert für ein Verständnis von linguistischer Pragmatik als Wissenschaft vom sprachlichen Handeln von leiblichen, raumzeitlich situierten, soziohistorischen Subjekten. Pragmatik sollte die situierte sprachlich-kommunikative Praxis zum Ausgangs- und Bezugspunkt ihrer Untersuchungen machen, nicht aber theoriekonstituierte Gegenstände wie Sprechakte oder Implikaturen. Situiertheit heißt, die Kontextgebundenheit und Sensitivität des Handelns, seine sequenzielle und multimodale Konstitution nicht als äußerliches Addendum, sondern als Konstitutionsgrund für seine Formen, Funktionen und Variabilitäten zu begreifen. Eine solche Sicht würde uns dazu verhelfen, die Vielfalt pragmatischer Dimensionen der Organisation und Bedeutung des Handelns über Sprechakte, Referenzen und Implikaturen hinaus in den Blick zu bekommen. Dabei stünde die Systematik des Zusammenhangs zwischen Kontexten, leiblichen und sprachlichen, materialen und formal bestimmten Ressourcen mit Handlungsfunktionen, -anforderungen und -spielräumen im räumlich-leiblich-interaktiven Kontext im Mittelpunkt der Analyse.

Literatur

Allan, Keith/Jaszczolt, Kasia M. (Hg.) (2012): The Cambridge handbook of pragmatics. (= Cambridge Handbooks in Language and Linguistics). Cambridge u.a.

Ariel, Mira (2008): Pragmatics and grammar. (= Cambridge Textbooks in Linguistics). Cambridge u.a.

Auer, Peter (2000): Online-Syntax. Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Syntax Ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, S. 43–56.

Auer, Peter (2005): Projection in interaction and projection in grammar. In: Text 25, 1, S. 7–36.

Auer, Peter (i.Dr.): The temporality of language in interaction: Projection and latency. In: Deppermann/Günthner (Hg.).

Austin, John L. (1962): How to do things with words. (= The William James Lectures 1955). Oxford.

Barth-Weingarten, Dagmar/Szczepek Reed, Beatrice (Hg.) (i.Dr.): Prosodie und Phonetik in der Interaktion. Mannheim. Internet: www.verlag-gespraechsforschung.de/ (Stand: 20.5.2014).

Benz, Anton et al. (Hg.) (2011): Language, games, and evolution. Trends in current research on language and Game Theory. Heidelberg.

Bergmann, Jörg R. (1981): Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: Schröder, Peter/Steger, Hugo (Hg): Dialogforschung. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1980. (= Sprache der Gegenwart 54). Düsseldorf, S. 9–51.

Birner, Betty J. (2013): Introduction to Pragmatics. (= Blackwell Textbooks in Linguistics). Chichester.
Blakemore, Diane (1992): Understanding utterances. (= Blackwell Textbooks in Linguistics 6). Oxford.
Blutner, Reinhard/Zeevat, Henk (Hg.) (2004): Pragmatics in optimality theory. London.
Brennan, Susan E./Clark, Herbert H. (1996): Conceptual pacts and lexical choice in conversation. In: Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition 22, S. 1482–1493.
Bublitz, Wolfram/Norrick, Neal R. (Hg.) (2011): Foundation of Pragmatics. (= Handbook of Pragmatics 1). Berlin/Boston.
Burger, Harald (2005): Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien. 3., völlig neu bearb. Aufl. Berlin.
Burton-Roberts, Noel (Hg.) (2007): Pragmatics. (= Palgrave Advances in Linguistics). Basingstoke.
Clark, Herbert H. (1992): Arenas of language use. Chicago.
Clark, Herbert H. (1996): Using language. Cambridge u.a.
Clark, Herbert H./Brennan, Susan A. (1991): Grounding in communication. In: Resnick, Lauren B./Levine, John M./Teasley, Stephanie D. (Hg.): Perspectives on socially shared cognition. Washington, S. 127–149.
Clark, Herbert H./Wilkes-Gibbs, Deanna (1986): Referring as a collaborative process. In: Cognition 22, S. 1–39.
Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hg.) (1975): Speech acts. (= Syntax and Semantics 3). New York.
Cummings, Louise (2005): Pragmatics: A multidisciplinary perspective. Edinburgh.
Deppermann, Arnulf (2007): Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 14). Berlin.
Deppermann, Arnulf (2008): Verstehen im Gespräch. In: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2007). Berlin/New York, S. 225–261.
Deppermann, Arnulf (i.Dr. a): Positioning. In: De Fina, Anna/Georgakopoulou, Alexandra (Hg.): Handbook of narrative analysis. New York.
Deppermann, Arnulf (i.Dr. b): When recipient design fails. In: Gesprächsforschung 15. Internet: www.gespraechsforschung-ozs.de/2014.html.
Deppermann, Arnulf/Günthner, Susanne (Hg.) (i.Dr.): Temporality in interaction. Amsterdam.
Deppermann, Arnulf/Günthner, Susanne (i.Dr.): Introduction: Towards a temporal understanding of talk and interaction. In: Deppermann/Günthner (Hg.).
Deppermann, Arnulf/Schmitt, Reinhold (2007): Koordination. Zur Begründung eines neuen Forschungsgegenstandes. In: Schmitt (Hg.), S. 15–54.
Deppermann, Arnulf et al. (2010): Verstehen in professionellen Handlungsfeldern. (= Studien zur Deutschen Sprache 52). Tübingen.
Ehrhardt, Claus/Heringer, Hans Jürgen (2011): Pragmatik. (= UTB Sprachwissenschaft 3480). Paderborn.
Enfield, Nick J. (2011): Sources of asymmetry in human interaction: Enchrony, status, knowledge and agency. In: Stivers, Tanya/Mondada, Lorenza/Steensig, Jacob (Hg.): The morality of knowledge in conversation. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 29). Cambridge, S. 285–312.
Ernst, Peter (2011): Pragmalinguistik. Grundlagen, Anwendungen, Probleme. (= de Gruyter-Studienbuch). Berlin.
Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, NJ.

Gazdar, Gerald. (1979): Pragmatics: Implicature, presupposition, and logical form. New York.
Gibbs, Raymond W. (1994): The poetics of mind. Figurative thought, language, and understanding. Cambridge.
Goffman, Erving (1981): Footing. In: Goffman, Erving: Forms of talk. Oxford, S. 124–159.
Goodwin, Charles (2000): Action and embodiment within situated human interaction. In: Journal of Pragmatics 32, S. 1489–1522.
Goodwin, Charles/Goodwin, Marjorie H. (2004): Participation. In: Duranti, Alessandro (Hg.): A companion to linguistic anthropology. (= Blackwell Companions to Anthropology 1). Malden, MA u.a., S. 222–244.
Goodwin, Charles (2007): Interactive footing. In: Holt, Elizabeth/Clift, Rebecca (Hg.): Reporting talk: Reported speech in interaction. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 24). Cambridge u.a., S. 16–46.
Grice, Herbert Paul (1975): Logic and conversation. In: Cole/Morgan (Hg.), S. 41–58.
Gundel, Jeanette K. (2012): Pragmatics and information structure. In: Allan/Jaszczolt (Hg.), S. 585–598.
Günthner, Susanne/Knoblauch, Hubert (1994): ‚Forms are the food of faith'. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4, S. 693–723.
Hanna, Joy E./Brennan, Susan E. (2007): Speakers' eye gaze disambiguates referring expressions early during face-to-face conversation. In: Journal of Memory and Language 57, S. 596–615.
Heath, Christian/Hindmarsh, Jon (2000): Configuring action in objects: From mutual space to media space. In: Mind, Culture, and Activity 7, S. 81–104.
Heritage, John (1984): Garfinkel and ethnomethodology. (= Social and political theory from Polity Press). Oxford.
Heritage, John/Clayman, Steven (2010): Talk in action. Interactions, identities, and institutions. New York.
Hindmarsh Jon/Pilnick, Alison (2002): The tacit order of teamwork: Collaboration and embodied conduct in anesthesia. In: Sociological Quarterly 43, S. 139–164.
Holly, Werner (2001): Einführung in die Pragmalinguistik. (= Fernstudienprojekt zur Fort- und Weiterbildung im Bereich Germanistik und Deutsch als Fremdsprache, Teilbereich Germanistik, Germanistische Fernstudieneinheit 3). Berlin u.a.
Horn, Laurence R./Ward, Gregory (Hg.) (2004): The handbook of pragmatics. (= Blackwell Handbooks in Linguistics 16). Malden, MA u.a.
Huang, Yan (2007): Pragmatics. (= Oxford Textbooks in Linguistics). Oxford u.a.
Humboldt, Wilhelm von (1836): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. Berlin.
Husserl, Edmund (1980): Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins. Tübingen. [Unveränderter Nachdruck d. Ausg. Halle 1928.]
Isaacs, Ellen A./Clark, Herbert H. (1987): References in conversation between experts and novices. In: Journal of Experimental Psychology: General 116, S. 26–37.
Kendon, Adam (1990): Conducting interaction: Patterns of behavior in focused encounters. (= Studies in Interactional Sociolinguistics 7). Cambridge u.a.
Levinson, Stephen C. (1988): Putting linguistics on a proper footing: Explorations in Goffman's concepts of participation. In: Drew, Paul/Wootton, Anthony (Hg.): Erving Goffman: Exploring the interaction order. Cambridge, S. 161–227.

Levinson, Stephen C. (1983): Pragmatics. (= Cambridge Textbooks in Linguistics). Cambridge/New York.
Levinson, Stephen C. (2000): Presumptive meanings. The theory of generalized conversational implicature. (= Language, Speech, and Communication). Cambridge, MA u.a.
Levinson, Stephen C. (2013): Action formation and ascription. In: Sidnell, Jack/Stivers, Tanya (Hg.): The handbook of conversation analysis. (= Blackwell Handbooks in Linguistics). Malden, MA, S. 103–130.
Mead, George Herbert (1968 [1934]): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt a.M.
Meibauer, Jörg (2001): Pragmatik. Eine Einführung. 2., verb. Aufl. (= Stauffenburg-Einführungen 12). Tübingen.
Meibauer, Jörg (2012): What is a context? Theoretical and empirical evidence. In: Finkbeiner, Rita/Meibauer, Jörg/Schumacher, Petra B. (Hg.): What is a context? Linguistic approaches and challenges. (= Linguistik aktuell 196). Amsterdam/Philadelphia, S. 9–32.
Meibauer, Jörg/Steinbach, Markus (Hg.) (2011): Experimental pragmatics/semantics. (= Linguistik aktuell 175). Amsterdam.
Merleau-Ponty, Maurice (1966 [1945]): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin.
Mey, Jacob L. (1993): Pragmatics. An introduction. Oxford u.a.
Morris, Charles W. (1938): Foundations of the theory of signs. (= International Encyclopedia of Unified Science 1,2). Chicago.
Noveck, Ira A./Posada, Andres (2003): Characterizing the time course of an implicature: An evoked potentials study. In: Brain and Language 85, S. 203–210.
Noveck, Ira A./Sperber, Dan (Hg.) (2004): Experimental pragmatics. (= Palgrave Studies in Pragmatics, Language, and Cognition). New York.
Psathas, George (1995): Conversation analysis. The study of talk-in-interaction. (= Qualitative Research Methods 35). Thousand Oaks u.a.
Robinson, Douglas (2006): Introducing performative pragmatics. New York u.a.
Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel A./Jefferson, Gail (1974): A simplest systematics for the organization of turn-taking in conversation. In: Language 50, S. 696–735.
Saussure, Louis de (2012): Temporal reference in discourse. In: Allan/Jaszczolt (Hg.), S. 423–446.
Schegloff, Emanuel A. (2007): Sequence organization in interaction. (= A Primer in Conversation Analysis 1). Cambridge u.a.
Schegloff, Emanuel A. (1992): Repair after next turn: The last structurally provided defense of intersubjectivity in conversation. In: American Journal of Sociology 97, S. 1295–1345.
Schmitt, Reinhold (2013): Körperlich-räumliche Aspekte der Interaktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 64). Tübingen.
Schmitt, Reinhold (Hg.) (2007): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. (= Studien zur Deutschen Sprache 38). Tübingen.
Schmitt, Reinhold/Deppermann, Arnulf (2007): Monitoring und Koordination als Voraussetzungen der multimodalen Konstitution von Interaktionsräumen. In: Schmitt (Hg.), S. 95–128.
Searle, John R. (1975): Indirect speech acts. In: Cole/Morgan (Hg.), S. 59–82.
Searle, John R. (1995): The construction of social reality. New York.
Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995): Relevance: Communication and cognition. 2. Aufl. Oxford u.a.
Streeck, Jürgen/Goodwin, Charles/LeBaron, Curtis D. (Hg.) (2011): Embodied interaction: Language and body in the material world. Cambridge.

Suchman, Lucy (2007): Human-machine reconfigurations: Plans and situated actions. 2. Aufl. Cambridge u.a.

Thomas, Jenny (1995): Meaning in interaction. An introduction to pragmatics. (= Learning about Language). London u.a.

Tomasello, Michael et al. (2005): Understanding and sharing intentions: The origins of cultural cognition. In: Behavioral and Brain Sciences 28, S. 675–691.

Verschueren, Jef (1999): Understanding pragmatics. (= Understanding Language Series). London u.a.

Verschueren, Jef/Östman, Jan-Ola (Hg.) (2009): Key notions for pragmatics. (= Handbook of Pragmatics Highlights 1). Amsterdam/Philadelphia.

Weber, Max (2001 [1922]): Gesamtausgabe. Bd. 22.1: Wirtschaft und Gesellschaft: die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Tübingen. [Originalausg. Tübingen 1922.]

Helen Christen (Freiburg/Schweiz)

Die Dialektologie und ihre (neuen) Räume

Abstract: Der Beitrag beleuchtet unterschiedliche Raumkonzeptionen, welche die Dialektologie als „Raumlinguistik" im letzten halben Jahrhundert geprägt haben. So spielt Raum als physisch-materieller Erdraum in der Dialektologie nach wie vor eine zentrale Rolle und wird als Bedingungsrahmen für die diatopische Sprachvarianz verstanden. Räume gänzlich anderer Natur sind Räume, die aus dialektgeografischen Abstraktionsprozessen resultieren und sich aus Verteilungen sprachlicher Grössen im physisch-materiellen Raum ergeben. Zur aussersprachlichen Erklärung diatopischer Variation werden solche sprachräumlichen Verteilungen mit erdräumlichen Gegebenheiten, mit politischen Territorien oder kulturräumlichen Verteilungen abgeglichen. Wegen der Beliebigkeit der für den Abgleich ausgewählten dialektalen Variablen ist dieses Vorgehen lange Zeit etwas in Verruf geraten, wird heute jedoch mit dialektometrischen Verfahren dem willkürlichen Zugriff entzogen und neu lanciert.

Raum als immaterielle Ordnungsstruktur wird – nicht nur in der Linguistik – als probates Instrument genutzt, um Gedachtes metaphorisch zu ordnen. Insbesondere die Sozio- oder kommunikative Dialektologie, die seit ein paar Jahrzehnten die monodimensionale Grundmundarten-Dialektologie aufbricht, hat mit Konzepten wie „Variantenraum" oder „sozialer Raum" ihren Gegenstandsbereich fass- und vermessbar gemacht.

Seit einiger Zeit erfährt der „erlebte Raum" im Rahmen der sogenannten Wahrnehmungsdialektologie lebhaften Zuspruch. Diese dialektologische Ausrichtung erkundet die sprachraumbezogenen Alltagskonzepte und die Perzeption sprachlicher Grössen und verspricht sich davon u.a. Aufschluss darüber, ob sprachräumliche Vorstellungen als Steuerungsgrössen für dialektale Stabilität oder dialektalen Wandel veranschlagt werden können. An Beispielen aus einem laufenden Forschungsprojekt, das sich mit einer Region in der Innerschweiz befasst, werden ethnodialektale Raumvorstellungen präsentiert und zu objektiven Sprachbefunden in Bezug gesetzt.

1 Einleitung

Seit der Begründung des Instituts für Deutsche Sprache im Jahre 1964 hat die Dialektologie, die sich „als diatopische Linguistik mit geographisch-räumlichen Sprachbefunden [befasst]" (Löffler 2003, S. XI), ihre Beschäftigung mit diatopi-

scher Sprachvariation einerseits auf den bereits erfolgreich etablierten Pfaden fortgeführt, andererseits setzt sie mittlerweile auch neue Akzente oder nutzt für die Datengewinnung die neuesten technischen Errungenschaften.[1] Ein Abgleich der dialektologischen Publikationen von 1964 – dem Gründungsjahr des IDS also – mit jenen von 2012, wie sie in der Marburger Bibliographie GOBA online greifbar sind,[2] zeigt nicht nur, dass heute erwartungsgemäss mehr Titel pro Erscheinungsjahr ausgewiesen werden (1964: 127 Titel; 2012: 155 Titel), sondern mindestens so auffällig sind die thematischen Verschiebungen in diesen beiden Vergleichsjahren. Während 1964 Charakterisierungen einzelner Dialekte und phonetisch-phonologische Untersuchungen viel wissenschaftlichen Zuspruch hatten, befassen sich zeitnahe Publikationen häufig mit horizontalen Kontaktphänomenen, mit dem Dialekt/Standard-Spektrum; insbesondere gewinnen die „Kommunikative Dialektologie" und die „Wahrnehmungsdialektologie" an Attraktivität. Diese Verschiebungen sind Ausdruck davon, dass die diatopische Linguistik in den letzten Jahrzehnten ‚neue' Räume für sich entdeckt hat, die Thema der nachfolgenden Ausführungen sein sollen.

Die Dimension Raum erfährt in den letzten Jahren ganz generell ein zunehmendes Interesse, so dass in den Kulturwissenschaften mittlerweile gar von einen *spatial turn* die Rede ist und Raum zu einer Analysekategorie wird (siehe Löw 2001; Bachmann-Medick 2009). So wird auch in der Interaktionsforschung der Raum nicht länger als blosser Teil des situativen Rahmens verstanden, sondern die „enge Bindung zwischen Raum und Interaktion" (Hausendorf 2012, S. 65) betont und Räumlichkeit als relevante Dimension beispielsweise in *face-to-face*-Konstellationen herausgestrichen, wo „participiants constantly rearrange, alter, modify the positioning of their bodies in space, and [...] these rearrangement are sensitive to the specific actions they accomplish" (Stefani/Gazin/Tica 2012, S. 3).

Auch die Dialektologie entwickelt seit geraumer Zeit eine erhöhte Sensibilität für ihren Schlüsselbegriff Raum, was ein Vergleich der zwei Auflagen der Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK), die als eine Art von disziplinären Wegmarken gelten können, besonders deutlich macht. Im Handbuch Dialektologie (Besch et al. (Hg.) 1982/1983), als allererster Band der renom-

1 Exemplarisch sei herausgegriffen, dass die Frage nach einer Unterscheidung von Makro- und Mikrovariation die Dialekte mit ihren nur geringfügigen Unterschieden neuerdings zu idealen Untersuchungsobjekten einer universalgrammatisch ausgerichteten „Dialektologie in neuem Gewand" (Abraham/Leiss 2013) macht oder dass Daten neuerdings mit Hilfe von Mobiltelefonen erhoben werden können (Hove et al. i.Dr.).

2 Siehe www.regionalsprache.de/GOBA/Katalog.aspx (Stand 15.12.2013).

mierten HSK-Reihe lanciert, gibt es keinen einzigen Artikel, der die für die germanistische Dialektologie konstitutive Grösse Raum prominent thematisieren würde. Bremer (1983, S. 1599) moniert zwar in seinem – in diesem Handbuch peripher platzierten – Artikel zu Dialekt und Raumplanung,

> daß es bis heute keine grundlegende Darstellung einer Raumtheorie in der Dialektologie resp. Sprachtheorie gibt, daß weder die Entwicklung eines eigenen Raumbegriffes noch die Rezeption der wichtigsten Raumauffassungen in der Geschichte des wissenschaftlichen Denkens in dem einer Raumwissenschaft angemessenen Maße beobachtbar sind.

Erst in der Nachfolgepublikation des HSK-Bandes, nun mit dem bezeichnenden Titel „Language and Space" (Auer/Schmidt (Hg.) 2010), sollte Raum jedoch zu einem zentralen Thema werden, etwa mit vier prominent an den Anfang gestellten Artikeln zu geografischen, sozialen, politischen und transnationalen Räumen. Der aus zwei Teilbänden bestehende zweite Band ist vollumfänglich dem Sprachkartieren gewidmet (Lameli/Kehrein/Rabanus (Hg.) 2010), während es im älteren Handbuch dazu nur einige wenige Artikel gab. Bezeichnenderweise ist der erstplatzierte Artikel dieses zweiten Bandes für einen Abriss über die Philosophie bestimmt, die sich seit jeher mit Zeit und Raum auseinandersetzt.

Der Raum, die Räumlichkeit als konstitutive Dimension der linguistischen Subdisziplin Dialektologie soll nun auch im Fokus der nachfolgenden Ausführungen stehen, die nachzeichnen, welche Art von Räumen in der diatopischen Linguistik der letzten fünfzig Jahre überhaupt eine Rolle gespielt haben, um schliesslich an Hand eines laufenden Forschungsprojekts auf die ‚neuen' Räume, nämlich auf die Wahrnehmungsräume einzugehen.

2 Der Raum als absolut gesetzte physisch-materielle Wirklichkeit

In der Dialektologie spielt Raum als absolut gesetzte physisch-materielle Wirklichkeit, als dreidimensionaler Erdraum, oft als geografischer Raum bezeichnet, von den Anfängen der Disziplin bis heute eine herausragende Rolle (zu Raum als Gebiet der Erdoberfläche siehe Weichhart 2008, S. 76 f.). Der Mensch, so die Vorstellung, ist durch seine Körperlichkeit an diesen Erdraum gebunden, mit der Folge, dass die häufigsten *face-to-face*-Begegnungen zwischen Menschen stattfinden können, die sich räumlich nah sind. In traditionellen Gesellschaften sind dies Ortsgemeinschaften, bei denen die Dialektologie mit homogenisierenden sprachlichen Feinabstimmungen in Form von Mikro- und Mesosynchronisierun-

gen rechnet (siehe Schmidt/Herrgen 2011, S. 28–30). Die sprachlichen Gegebenheiten solcher Gemeinschaften wurden und werden dialektografisch zum Beispiel in Ortsgrammatiken beschrieben, wogegen die Ort-zu-Ort-Unterschiede die Dialektgeografie begründen, die bis heute floriert und aktuell etwa mit Atlanten zur früher wenig beachteten Syntaxgeografie befasst ist. Der materielle Erdraum wird damit als erklärende Grösse für räumliche Sprachunterschiede geltend gemacht, sei es aufgrund seiner Ausdehnung, sei es durch seine materielle Ausstattung mit begegnungshinderlichen Seen, Flüssen, Gebirgen oder begegnungsförderlichen offenen Landschaften.

Der Schritt von sprachlich kommunizierenden, in situativen Zusammenhängen agierenden Menschen, zu Sprache als einem Ortsattribut, wie sie uns in sprachgeografischen Untersuchungen entgegentritt, ist mit einer massiven Reduktion komplexer Sachverhalte verbunden.[3] In allen örtlichen Gemeinschaften, seien sie noch so archaisch, gibt es Sprecherinnen und Sprecher mit unterschiedlichem räumlich-kommunikativem Bewegungsradius, und es gibt überall zumindest geringfügige soziale und situative Unterschiede, die mit Sprachvariation einhergehen und die Homogenität des Ortsdialekts als Konstrukt erscheinen lassen. Dass folglich der sprachliche Gesamthaushalt eines Ortes mit jenem anderer, vieler anderer Orte abzugleichen wäre, ist allerdings ein Anspruch, den die Dialektgeografie nicht zu leisten vermag. Sie hat mit ihrem Basisdialekt- resp. Grundmundarten-Konzept jedoch einen gangbaren Weg gefunden, um jene Variationsschicht herauszuschälen, die sich durch maximale Ortsüblichkeit und maximale historische Tiefe auszeichnet. Die idealtypischen Sprecher, die diesen Basisdialekt garantieren, werden durch ihr Anforderungsprofil *Non mobile Old Rural Male* (NORM) als weitgehend immobile Ingredienzien der materiellen Welt aufgefasst. Letztlich kann diese massive Reduktion der komplexen Wirklichkeit als bis heute erfolgreiches methodisches Vorgehen betrachtet werden, dem wir die grundlegende Kenntnis jener arealen Variation verdanken, die als sogenannte „monodimensionale Diatopik“ (Herrgen 1994, S. 131) von sozialen und situativen Dimensionen absieht und uns etwa in kartografisch aufbereiteter Form entgegentritt.

3 Auer (2013, S. 10) fordert jüngst, „that the speaker needs to be brought (back) into research on language and space in order to make geo-linguistics better equipped to deal with the challenges of contemporary societies“. Dieses „bringing in the speaker“ soll die fundamentalen Prozesse in den Mittelpunkt rücken „by which speakers produce linguistic signs that have an indexical value which can be interpreted in geographical terms, and the processes by which the recipient of these linguistic signs interprets them as an index or a certain place or space“.

3 Raum als Verteilungen sprachlicher Grössen im physisch-materiellen Raum

Die monodimensionale Diatopik hält einerseits soziale und situative Aspekte der Sprachproduktion konstant und sie verwandelt andererseits menschliche Sprachhandlungen in Attribute von Ortspunkten oder von Gemeinden. Die spezifischen Verteilungen solcher Ortsattribute ergeben im physisch-materiellen Raum räumliche Formationen. Bei diesen Verteilungen handelt es sich nicht um erdräumliche Ausschnitte, nicht um Dinge, sondern um Konfiguriertheiten, wie sie die Dialektologie als Resultat ihrer sprachgeografischen Bemühungen vorzuweisen pflegt. Dass es sich hier um räumliche Verteilungen handelt, wird durch kartografische Visualisierungen mittels Punkttext- oder Punktsymbolkarten besonders augenfällig (siehe z.B. Kartiermethode des Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS)). Wenn die Dialektologie diese Verteilungen allerdings als Flächen mit Begrenzungen darstellt, dann lässt sie die räumlichen Verteilungen wie erdräumliche Ausschnitte erscheinen und begünstigt eine Lesart, wonach sprachliche Phänomene über ein quasi verdinglichtes Areal verfügen würden und fest mit einem Erdraumausschnitt mit einer Ausdehnung und einer Umgrenzung verbunden wären.[4]

Dass räumliche Verteilungen sprachlicher Grössen so sind wie sie sind, wurde und wird in der Dialektologie in einen erklärenden Zusammenhang gebracht mit den Lagequalitäten anderer Phänomene, die man für plausible sprachliche Steuerungsgrössen erachtet: Es sind dies neben den bereits erwähnten Bestandteilen des physisch-materiellen Raumes politische Territorien als definierte Erdraumausschnitte oder räumliche Verteilungen sozialer oder kultureller Phänomene. Ausserdem können die räumlichen Konfigurationen verschiedener sprachlicher Grössen aufeinander bezogen werden und dann innerlinguistischen Erklärungen der Befunde dienen, wofür Moulton (1961) den Begriff der „inneren Kausalität" geprägt hat. Vor allem können übereinstimmende Verteilungen verschiedener dialektaler Varianten aber auch für innersprachlich fundierte Dialekteinteilungen genutzt werden, wie dies beispielsweise Wiesinger (1983) für die Bündelung der arealen Variation in systemisch begründete Dialektverbände tut.

---

4 Ihrer Anschaulichkeit wegen erfreuen sich Flächenkarten vor allem in populärwissenschaftlichen Dialektatlanten, wie sie in den letzten Jahren verschiedentlich entstanden sind, grosser Beliebtheit, dies allerdings mit dem Preis, komplexitätsreduzierenden Hypostasierungen Vorschub zu leisten (siehe z.B. Flächenkarten des Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz auf www.ofv.ch/index.php?action=titel_detail&id=100482#downloads, Stand 15.4.2014).

Die Erklärungen räumlicher Verbreitungen sprachlicher Grössen mit politischen Territorien und kulturgeografischen Räumlichkeiten sind in den letzten fünfzig Jahren vorerst etwas in Verruf geraten, da ihnen angesichts „der Vielzahl von Isoglossen und Grenzen, die aufeinander bezogen werden können, immer etwas Beliebiges" (Haas 2011, S. 12) anhaftet. Mit den Möglichkeiten moderner Rechner, wie sie im letzten halben Jahrhundert Einzug in die Wissenschaft gehalten haben, kann diese Beliebigkeit jedoch beträchtlich gemildert werden. Die Abgleiche zwischen sprachräumlichen und anderen räumlichen Phänomenen muss nicht mehr auf einigen wenigen Merkmalen beruhen, sondern heute können grosse Datenmengen verarbeitet werden. So besteht ein Gewinn des Dialektometrie-Projekts von Elspaß/König u.a. darin, dass „etwa die Bedeutung außersprachlicher Faktoren, wie etwa Besiedelungsstruktur oder Geländetypologie, durch den automatischen Abgleich mit einer großen Zahl von Flächenkarten auf den Prüfstand gestellt werden [kann]".[5] Auch Glaser (2013, S. 209) sieht im Hinblick auf die Auswertung morphosyntaktischer Daten den Nutzen qualitativ ausgerichteter dialektometrischer Verfahren, die quantitative Evidenzen für innersprachliche Zusammenhänge erbringen können: „Clusters of maps with similar spatial structure may be analyzed with respect to similarities of the grammatical features involved." Ebenso können Wabenkarten in der bewährten Machart Carl Haags von grossen Datenmengen profitieren, deren Aussagekraft dadurch deutlich erhöht wird.[6] Wabenkarten, welche die Quantitäten der von Ort-zu-Ort-Unterschiede berechnen und visualisieren, können heute ergänzt werden um Berechnungen, bei denen das ganze Variantenaggregat eines einzelnen Ortspunktes in den Blick kommt. So lassen sich die Variantenaggregate, die für einzelne Ortspunkte ausgewiesen werden, quantitativ aufeinander beziehen und mit Hilfe von Karten darstellen. Die räumlichen Formationen, die sich hier zeigen, stehen für unterschiedliche Ausmasse von quantifizierten Ähnlichkeiten ganzer Variantenaggregate, in Abbildung 1 etwa in Bezug auf den Ortspunkt Engelberg (in Abb. 1 weiss ausgespart).

Dass die Räumlichkeiten, die hier entstehen, keine absoluten, sondern relative Grössen sind, die sich aus den Lageverhältnissen von unterschiedlichen Ähnlichkeitsmassen ergeben, zeigt sich daran, dass für jeden Bezugspunkt ein verändertes Bild entsteht.

---

5 Siehe http://fodok.uni-salzburg.at/pls/portal/nav.show?x=&format=full_projekt&object=69574&lang=158 (Stand 15.4.2014). An dieser Stelle sei Yves Scherrer sehr herzlich gedankt für die Bereitstellung der Abbildungen 1, 5 und 7.

6 Scherrer/Goebl können beispielsweise auf der Basis von 216 ausgewählten Variablen des SDS aufzeigen, dass in der südlich-alpinen Deutschschweiz im Gegensatz zum nördlichen Mittelland sehr viele von Ort-zu-Ort-Unterschiede bestehen, siehe http://latlntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/isogloss.de.html (Stand 15.4.2014).

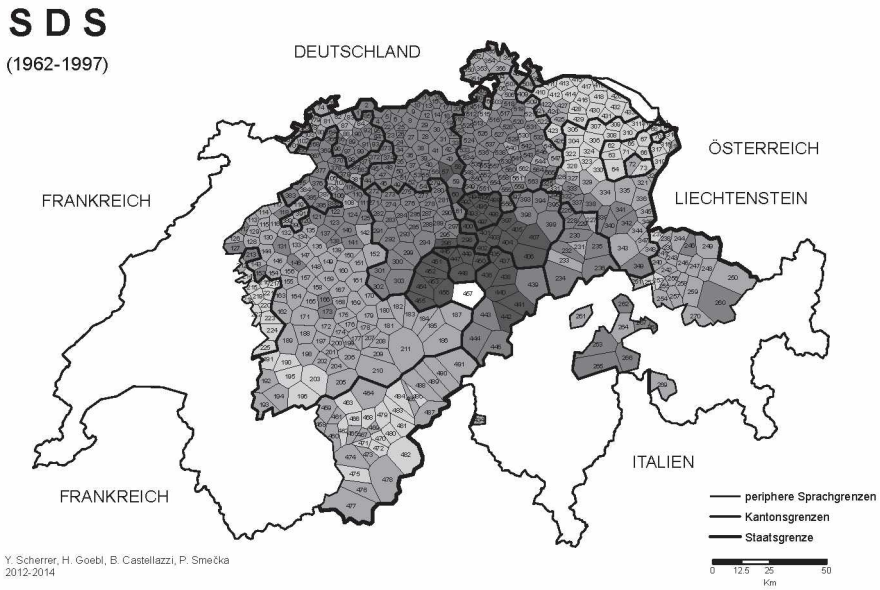

Abb. 1: Quantitative Ähnlichkeiten zum Ortspunkt Engelberg[7]

Viele der jüngst erschienenen dialektologischen Arbeiten nutzen dialektometrische Verfahren als Instrumente zur Aufdeckung von „Strukturen im Sprachraum" (Lameli 2013). So kann etwa Streck (2012, S. 434) mit seinen Clusteranalysen überzeugend aufdecken, dass sich Baden und Württemberg als ehemalige politische Territorien „im kulturellen Gedächtnis der Bevölkerung festgesetzt haben" und als mentale Konzepte für die Sprachproduktion weiterhin relevant geblieben sind. Lameli gelingt es, reale raumbezogene Handlungsweisen mit sprachräumlicher Variation in Beziehung zu bringen. Die über die aktuelle Migration fassbaren Raumhandlungen zeigen nämlich Koinzidenz mit sprachräumlichen Strukturen, die dann „zugleich Spiegelbild einer kognitivierten kulturräumlichen, d.h. einer sozialen Barriere" (Lameli 2013, S. 290) sind und zu einem Spiegel kultureller Identität werden.

7 Siehe http://latlntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/similarity.de.html (Stand 15.4.2014); Verrechnung und Visualisierung der Ähnlichkeit in vier Intervallen (dunkel: grosse Ähnlichkeit; hell: geringe Ähnlichkeit).

4 Raum als wissenschaftliches Erfassungs- und Darstellungsinstrument

Im letzten halben Jahrhundert – dies im Gleichschritt mit sozio- und pragmalinguistischen Strömungen in der Linguistik – wird die Basisdialekt-NORM-Dialektologie vermehrt aufgebrochen, u.a. dadurch, dass gezielt räumlich bewegliche Menschen in den Blick genommen werden, wie dies beispielsweise Wolfensberger (1967) mit den Kategorien der Zugezogenen und Ortsansässigen, Jakob (1985) mit Sprechern mit unterschiedlichen Kommunikationsradien getan hat. Auf sprachlicher Seite kommt damit ein sprachliches Variantenspektrum in den Blick, auf der Sprecherseite ein sozial-situatives Spektrum. Für die Erfassung rsp. Verbalisierung beider Bereiche haben sich Raumkonzepte etabliert. Das Standardsprache-Dialekt-Spektrum wird mit Fachtermini wie „Schicht", „Schichtung" (Macha 1991, S. 8) oder „Sprechlage" (Kehrein 2012; Lenz 2003; Schmidt 2005) begrifflich gefasst; die einem individuellen Sprecher zur Verfügung stehenden sprachlichen Mittel werden z.B. als „Varianz- oder Möglichkeitsraum" (Macha 1991, S. 5) bezeichnet.

Die Räume, die hier ins Spiel kommen, sind immaterielle logische Ordnungsstrukturen, die als Metaphern in den Erfahrungsbereich Sprache übertragen werden. Dass die Sprache selbst als Raum konzeptualisiert wird, ist ab den 1970er Jahren vor allem auch durch Coseriu befördert worden, der von Leiv Flydal eine räumlich geprägte Terminologie für seine Beschreibung der sogenannten „Architektur" der Sprache übernimmt (vgl. Coseriu 1988). Hat Sprache eine – metaphorische – Architektur, lässt sie eine Vermessung zu und die einzelnen sprachlichen Raumelemente haben Lagequalitäten im n-dimensionalen Raum. Ein räumliches Oben und Unten ist insbesondere für die Konzeptualisierung der Dialekt/Standard-Variation gängig geworden: Diese Vertikalität macht sich etwa bei den Begriffen „tiefster Dialekt", „Grundmundart", „Basisdialekt" bemerkbar, die den Dialekt unten (und die Standardsprache oben) verorten (siehe auch Titelei „Zur linguistischen Struktur der Vertikale", Kehrein 2012). Diese sogenannten Orientierungsmetaphern erscheinen uns deshalb natürlich, weil sie „eine Grundlage in unserer physischen und kulturellen Erfahrung" (Lakoff/Johnson 1997, S. 22) haben. Sie werden auf viele Bereiche übertragen (z.B. gut ist oben, schlecht ist unten) und dienen nicht nur der Konzeptualisierung von Sprache, werden doch auch die Sprecherinnen und Sprecher als soziale Wesen in einem sozialen Raum begriffen: Bellmann (1994, S. 165) schreibt vom „Bild von sozialem Oben und Unten", Elspaß (2005) – allerdings im Zusammenhang mit der Standardsprache – von einer „Sprachgeschichte von unten". Dieser metaphorische soziale Raum hat in der Dialektologie oder genauer: der Soziodialektologie der letzten fünfzig Jahre zunehmend an Bedeutung gewonnen. So bezeichnet Mattheier (1980, S. 17) „die gesellschaftliche

und die situative Gliederung von dialektalen Sprachgemeinschaften" als Hauptthema seiner wegweisenden Monographie „Pragmatik und Soziologie der Dialekte". Um den Zusammenhang zwischen Sprache und den gesellschaftlich-situativen Gliederungen aufzudecken, ist allerdings ein erheblicher Forschungsaufwand zu veranschlagen. Die sozio- und pragmalinguistisch interessierte Dialektologie musste und muss denn auch notgedrungen die geografische Dimension zurückstellen und sich auf die Untersuchungen einer oder weniger örtlicher Sprechergemeinschaften beschränken: statt monodimensionaler Diatopik multidimensionale Syntopik (Herrgen 1994, S. 131). Das Erp-Projekt sowie die Stadtsprachenprojekte in Berlin, Mannheim und Basel waren multidimensional angelegt, verstanden sich jedoch weniger dialektologisch, als vielmehr soziodialektologisch oder gar soziolinguistisch, da der Fokus nicht mehr auf die diatopische, sondern auf die diastratisch-diaphasische Variation gerichtet war. Was sich allerdings in Stadtsprachenprojekten als soziolinguistische Variation manifestiert, hat nicht selten doch eine geografische Dimension. So ist mit Britain (2010, S. 74) – konstatierend, dass „the urban turn in dialectology represented an anti-spatial turn too" – zu bedenken, dass „cities themselves have internal geographies". Bei näherem Besehen ist die intraurbane Sprachvariation, wie sie sich in Mannheim oder Berlin als soziale Variation zeigt, über ihre Bewohner an Stadtteile wie Vogelstang oder Neckarau in Mannheim, wie Zehlendorf oder Wedding in Berlin gebunden.

Den bedauerlichen Abstrichen in Bezug auf den geografischen Raum, welche die Erforschung des sozial-situativen, metaphorischen Raums und des Dialekt/Standard-Spektrums mit sich bringt, wird heute mit Grossprojekten begegnet: Das von Marburg aus lancierte, langjährig ausgelegte REDE-Projekt kann Einblicke in eine mehrdimensionale Diatopik in Aussicht stellen, wird doch das Ziel formuliert, das „sprechsprachliche Gesamtsystem einer Kultursprache linguistisch vollständig erschließen und in seiner vertikalen, räumlichen und zeitlichen Dimension umfassend dokumentieren"[8] zu wollen.

5 Der erlebte Raum

Mit der sogenannten Wahrnehmungsdialektologie – es gibt dazu Konkurrenzbegriffe wie u.a. Laiendialektologie, Ethnolinguistik oder Hörerdialektologie[9] –

8 www.regionalsprache.de/projektbeschreibung.aspx (Stand 15.4.2014).

9 Der Terminus „Wahrnehmungsdialektologie" ist insofern nicht ganz befriedigend, als er die Gefahr birgt, dass das Determinans eng i.S.v. Sinneswahrnehmung verstanden werden könnte

kommt ein weiterer Raumtypus in den Fokus der Dialektologie, nämlich der erlebte Raum als Raum, wie er dem Menschen als „Inbegriff faktischer Realität" (Weichhart 2008, S. 82) erscheint. Dieser erlebte Raum steht mit dem Raum als physisch-materiell konzipierter Grösse insofern in enger Verflechtung, als immer ein konkreter Erdraumausschnitt betroffen ist, der jedoch „die integrale ‚Wirklichkeit' der Aussenwelt [repräsentiert]" und

> von der Wahrnehmung her ein ganzheitliches Amalgam, in dem Elemente der Natur und der materiellen Kultur, Berge, Seen, Wälder, Menschen, Baulichkeiten, Siedlungen, Sprache, Sitten und Gebräuche sowie das Gefüge sozialer Interaktionen zu einer räumlich strukturierten Erlebnisgesamtheit, zu einem kognitiven Gestaltkomplex verschmolzen sind.

Die Wahrnehmungsdialektologie befasst sich dabei mit einem spezifischen Ausschnitt des erlebten Raumes, nämlich mit dem sprachraumbezogenen Wissen von Laien, das neben räumlichen Informationen auch aus *beliefs* und *attitudes*, aus Eigenschaften, Merkmalen und Werturteilen besteht. Die Wahrnehmungsdialektologie interessiert sich dafür, wie im Alltag das Phänomen Sprache als raumgebundene Grösse konzeptualisiert wird, wie Räume als Sprachräume strukturiert werden, aber auch welche sprachlichen Merkmale oder Merkmalsbündel für solche Strukturierungen geltend gemacht werden und welche Merkmale zur räumlichen Zuweisung von perzipierter Sprache herangezogen werden. Dabei müssen

> individuell psychologische Faktoren als die wesentliche Dimension für die Konzeptualisierung und mentale Organisation von Sprachraumwissen angenommen werden. Lebenswelten, auch sprachliche, sind immer individuell konstruiert, aber darin sozial bedingt. (Kehrein/Lameli/Purschke 2010, S. 377)

Was den Gewinn solcher Untersuchungen betrifft, so könnte man sich mit dem Erkenntnisgewinn für den „Dialekt als ‚kognitives' Phänomen" (Anders 2010, S. 68) begnügen. Allerdings wird das Erkenntnispotenzial solcher wahrnehmungsdialektologischer Untersuchungen nun auch für die Sprachproduktion geltend gemacht, da „diese Konzeptualisierungen im Verdacht stehen, direkte Auswirkungen auf die Konstitution der sprachsystemischen Ebene zu haben" (Lameli 2009, S. 127). Auch Auer (2004, S. 162) erwägt, dass es „der Raum als mentales Konstrukt [ist], der die Wahrnehmung sprachlicher Variabilität steuert und gegebenenfalls auch in der sprachlichen Produktion sprachlicher Grenzen (Isoglos-

(zur Modellierung von „Hörerurteilen" im Schnittbereich von Perzeption und Kognition siehe Purschke 2011).

sen) bewahrt oder sogar aufbaut". Die Ergänzung von Sprachproduktionsdaten um subjektive, sprachkonzeptionelle Daten aus der Hörerperspektive wird von Schmidt/Herrgen (2011) denn auch als Desiderat der Forschung dargestellt. Dieses „Reich der weißen Flecken" (ebd., S. 241) wird jedoch zunehmend kleiner. Schon vor geraumer Zeit hat Kremer (1984) die „subjektiven Grenzen" für die Erforschung des deutsch-niederländischen Grenzgebietes in den Blick genommen. Neuerdings manifestiert sich in grösseren und kleineren Forschungsvorhaben – zu denen sich auch das nachfolgend vorgestellte reiht – ein lebhaftes Interesse am sprachraumbezogenen Wissen von Laien.[10]

6 Das Projekt *Ländere*^{n}

Aus dem Projekt „*Ländere*^{n}: Die Urschweiz als Sprach(wissens)raum", das gegenwärtig – mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds – in Freiburg i.Ü. bearbeitet wird, sollen im Folgenden eine Auswahl an Daten präsentiert werden,[11] die illustrieren, wie laienlinguistische Dialektareale aussehen, welche Attribute Laien Spracharealen zuweisen und inwiefern sich Zusammenhänge zwischen sprachraumbezogenen Laienvorstellungen und der Sprachproduktion abzeichnen.

Im Projekt wird mit der Innerschweiz oder Urschweiz ein Raum angesprochen, der mit dem Gründungsmythos der Schweiz verknüpft ist und für das Selbstverständnis vieler Schweizerinnen und Schweizer eine Rolle spielt und damit als sogenannter *place* gelten kann i.S.v. „socially meaningful spaces that are relevant because of the activities taking place in them, the values ascribed to them, or the social conventions that are associated with them" (Auer et al. 2013, S. 3). Das Augenmerk liegt auf dem Gebiet südlich des Vierwaldstättersees, das hauptsächlich aus den Halbkantonen Ob- und Nidwalden mit seinen knapp 80.000 Einwohnern besteht.[12] Herauszustellen ist, dass die Erfahrungen der Deutschschweize-

10 Siehe Bibliographie zur Wahrnehmungsdialektologie www.wahrnehmungsdialektologie.uni-kiel.de/bibliographie (Stand 15.4.2014), die im Rahmen des Kieler DFG-Projekets „Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien" à jour gehalten wird.

11 Die nachfolgenden Ausführungen beruhen auf den Befragungen von rund 30 Probandinnen und Probanden, was ca. die Hälfte des intendierten Datenmaterials erbringt.

12 Die Befragung findet an den Ortspunkten Hergiswil, Stans, Sarnen, Lungern, Melchtal, Engelberg, Emmetten und Seelisberg statt, die aus Gründen der Vergleichbarkeit allesamt zum Ortsnetz des SDS gehören. Befragt werden 60 ortsansässige Frauen und Männer im Alter zwischen vierzig und sechzig Jahren, die zwei unterschiedlichen Bildungsgruppen angehören. Mit verschiedenen Instrumenten ermitteln wir die sprachraumbezogenen Konzepte, die die Befrag-

rinnen und Deutschschweizer mit sprachlicher Variation gänzlich anders sind als in anderen deutschsprachigen Regionen. Der sozial und situativ weitgehend uneingeschränkte Dialektgebrauch führt unweigerlich zu einem vergleichsweise hohen Mass an ethnolinguistischem Wissen darüber, wie die Deutschschweizer unterschiedlicher räumlicher Herkunft sprechen. Zumindest ein Teil der Varianten sind somit keine Grössen, die blosse dialektgeografische Linguisten-Befunde sind, sondern es handelt sich um Varianten im Sinne von Labovschen Markern (siehe Labov 1972), die im Alltag auf (sozial bewertete) Räume bezogen werden.

Was die wissenschaftliche Modellierung raumbezogener Vorstellungen betrifft, ist das Konzept der *mental map*, der „kognitiven Karte", gängig geworden.[13] Die kognitive Karte bezieht sich auf die mentale Repräsentation raumbezogener Wissensbestände, für deren Ermittlung sich das *draw a map*-Verfahren eingebürgert hat, bei dem die Probanden auf geografischen Karten räumliche Vorstellungen visualisieren. In der vorliegenden Untersuchung werden geografische Karten nach Kehrein/Lameli/Purschke (2010) als – je nach Kartentyp unterschiedlicher – Stimulus verstanden, um räumliche Vorstellungen für Forschungszwecke überhaupt kommunizierbar zu machen.

6.1 Laienlinguistische Dialektareale: Die konzeptuelle Zusammengehörigkeit der Urschweizer Ortspunkte/Dialekte

Um zu ermitteln, wie die Probanden die Deutschschweiz in Dialektgebiete aufteilen, werden sie aufgefordert auf einer relativ informationsarmen Karte der Deutschschweiz mit 50 regelmässig verteilten Ortspunkten jene Orte zu umkreisen, in denen ihrer Meinung nach ähnlich gesprochen wird (siehe Karte in Abb. 2

ten von der Deutschschweiz einerseits und ihrer nächsten Umgebung andererseits haben, und wir testen, wie Hörproben mit Räumlichkeiten in Verbindung gebracht werden und wie deren Ähnlichkeiten eingeschätzt werden. Eine objektsprachliche Befragung fehlt ebenso wenig, wie ein Einschätzungstest zur individuellen raumbezogenen Identität, der die emotionale Bindung an einen Ort oder eine Region als mutmassliche Einflussgrösse erfasst (zu raumbezogener Identität siehe Weichhart 1990).

13 Es gibt unterschiedliche Auffassungen darüber, ob zur kognitiven Karte nur die rein räumliche Information oder aber auch die attributiven Zuschreibungen gehören sollen. Ausserdem wird *mental map* auch für materialisierte Darstellungen räumlicher Vorstellungen in Form von Karten verstanden, was mehr als unvorsichtig ist, da sie die Struktur räumlicher Vorstellungen mit realen geografischen Karten resp. mit der Fähigkeit, Räumliches in Karten zu visualisieren, gleichsetzt.

oder 3; Vorlage ohne Polygone). Die Gesamtberechnungen für die von den Probanden gewählten Ortsbündelungen stehen noch aus. Begnügt man sich mit einem vorläufigen Datenausschnitt, so zeichnen sich bereits dort interindividuell übereinstimmende Strukturierungen des Dialektareals ab. Nimmt man nämlich in den Blick, wie die Probandinnen und Probanden mit den sechs Ortspunkten Stans, Sarnen, Engelberg, Andermatt, Altdorf und Schwyz verfahren, die als materielle Substrate eines allfälligen Konzepts Urschweiz betrachtet werden, so wird deutlich, dass ungefähr 90% der Befragten dazu neigen, diese Orte mit einem oder mehreren anderen Urschweizer Orten zusammenzulegen. Die Abbildung 2 zeigt, wie der Ortspunkt Sarnen, die Abbildung 3 wie der Ortspunkt Altdorf mit anderen Orten zusammengelegt wird, nämlich keineswegs mit allen unmittelbaren Nachbarn (weder mit Linthal noch mit Langnau i.E.), sondern bevorzugt mit jenen, die zur Urschweiz gehören.[14]

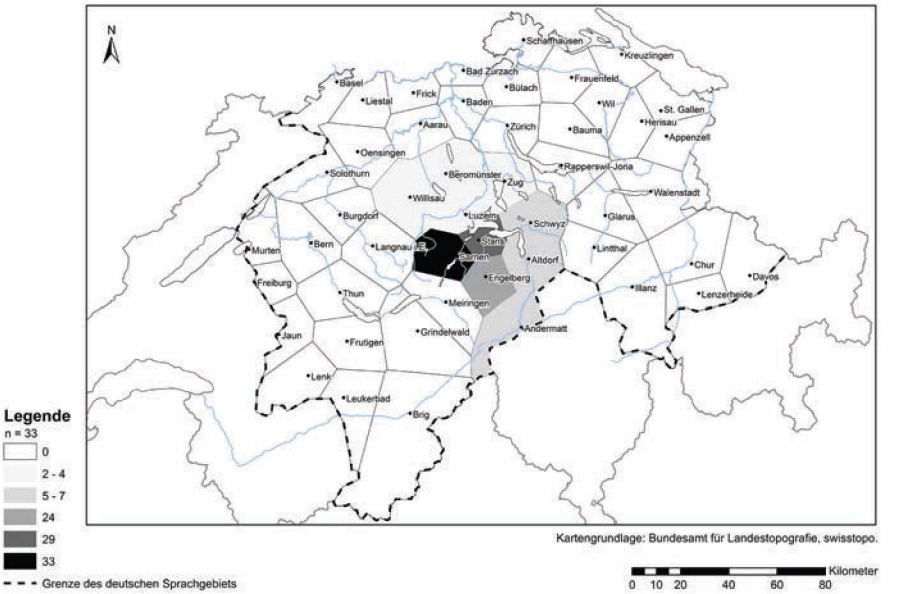

Abb. 2: Das laienlinguistische Dialektareal zum Ortspunkt Sarnen[15]

14 Jene vier Befragten, die Sarnen mit Orten ausserhalb der Urschweiz zusammenlegen, wählen dafür Ortspunkte, die – zufällig? – zu den „Fünf Orten" der alten Eidgenossenschaft gehören.

15 Die Dialektareale werden in Form von Polygonen dargestellt, die von den tatsächlichen Umkreisungen in den handgezeichneten Karten absehen und ausschliesslich wiedergeben sollen, welche Ortspunkte zusammengelegt wurden.

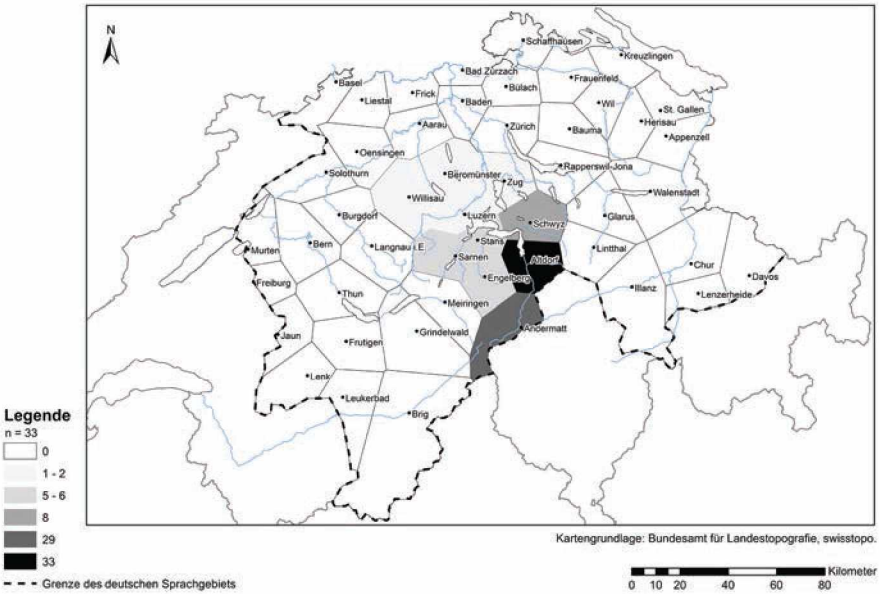

Abb. 3: Das laienlinguistische Dialektareal zum Ortspunkt Altdorf

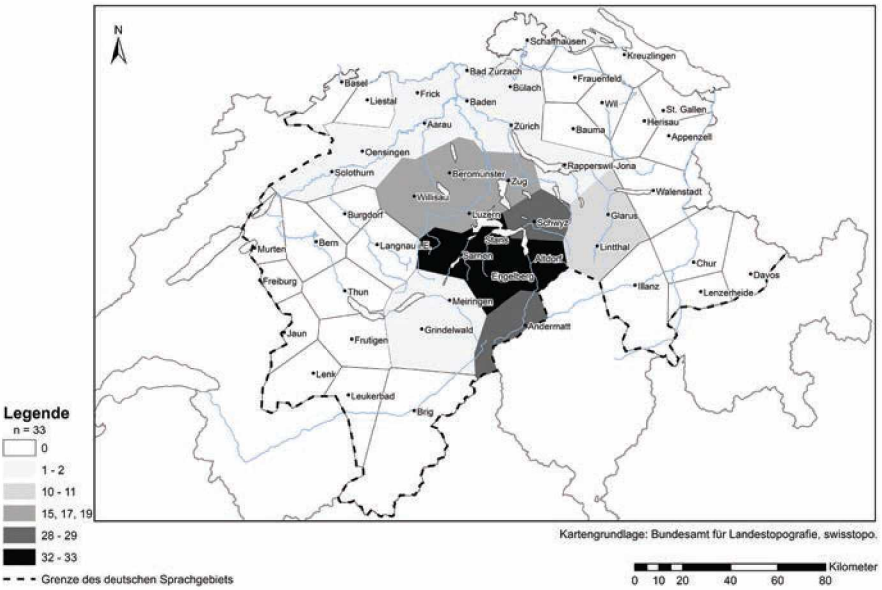

Abb. 4: Die Urschweizer Orte beim Zusammenschluss von Deutschschweizer Orten zu sechs Dialektgebieten

In einem nachfolgenden Schritt werden die Probanden aufgefordert, die eingezeichneten Areale zu höchstens sechs Gebieten zusammenzufassen.[16] Hier zeigt sich, dass über vier Fünftel der Befragten die sechs Urschweizer Orte nicht voneinander trennen und verschiedenen Gebieten zuordnen, sondern diese mit hoher Übereinstimmung in ein einziges Areal vereinen, das bei einzelnen Probanden aber durchaus mehr als nur die sechs Urschweizer Orte umfassen kann.

Was kann für diese interindividuell ähnliche sprachräumliche Strukturierung geltend gemacht werden, sprachliche oder aussersprachliche Sachverhalte? Hotzenköcherle (1984, S. 237) fasst seine vergebliche Suche nach dialektalen Merkmalen, die den Örtlichkeiten der Innerschweiz gemeinsam sind und gleichzeitig ausserhalb nicht vorkommen, wie folgt zusammen: „Es ist nicht zu leugnen: Die Frage nach der sprachgeografischen Wirklichkeit des Begriffs ‚Innerschweiz' erfüllt uns auch heute noch – beim Rückblick auf rund 1000 SDS-Karten – mit einiger Verlegenheit." Der Dialektologe Hotzenköcherle und der Alltagsmensch Hotzenköcherle liegen offenbar im Widerstreit: Für Hotzenköcherle scheint die Innerschweiz als Dialektraum erlebte Wirklichkeit zu sein, allein als Wissenschaftler vermag er ihn weder ab- noch einzugrenzen. Wenn man jedoch statt nach gemeinsamen Merkmalen nach Ähnlichkeiten ganzer Aggregate fragt, zeigt sich, dass bei der Bildung von neun nach innen und aussen optimierten dialektometrischen Clustern[17] tatsächlich die Orte des interessierenden Raumes gebündelt werden (hellstes Areal).

Es scheint also durchaus eine „sprachgeografische Wirklichkeit" zu geben, die diesen individuellen ethnolinguistischen Dialektarealen in etwa entspricht, von denen man freilich nicht wissen kann, ob sie sich der tatsächlichen individuellen Wahrnehmung verdanken oder aber zu den tradierten Wissensbeständen gehören, die auch ohne individuelle Erfahrung auskommen. Von den Auswertungen der flankierenden Perzeptionstests kann man sich eine Klärung dieser Frage erhoffen.

---

16 Dass man den Befragten hier etwas auferlegt, was sie ungefragt wohl niemals tun würden, und so allenfalls artifizielle Kategorien erhält, wird in Kauf genommen, um etwas darüber zu erfahren, welche (sprachlich oder aussersprachlich motivierten) Zusammengehörigkeiten höherer Ordnung ev. ad hoc erzeugt werden.

17 Zu den Möglichkeiten dialektometrischer Verfahren gehören auch die Verrechnungen der Datenaggregate zu Clustern, deren Varianz nach innen und nach aussen optimiert ist. Bei einer rechnerischen Aufteilung der SDS-Daten in zwei Cluster bestätigt sich etwa die schon von Hotzenköcherle (1961) aufgrund einiger weniger qualitativer Befunde vermutete West-/Ostgliederung der Deutschschweiz, hier aber basierend auf quantitativen Ähnlichkeitswerten (siehe http://latlntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/cluster.de.html, Stand 15.4.2014).

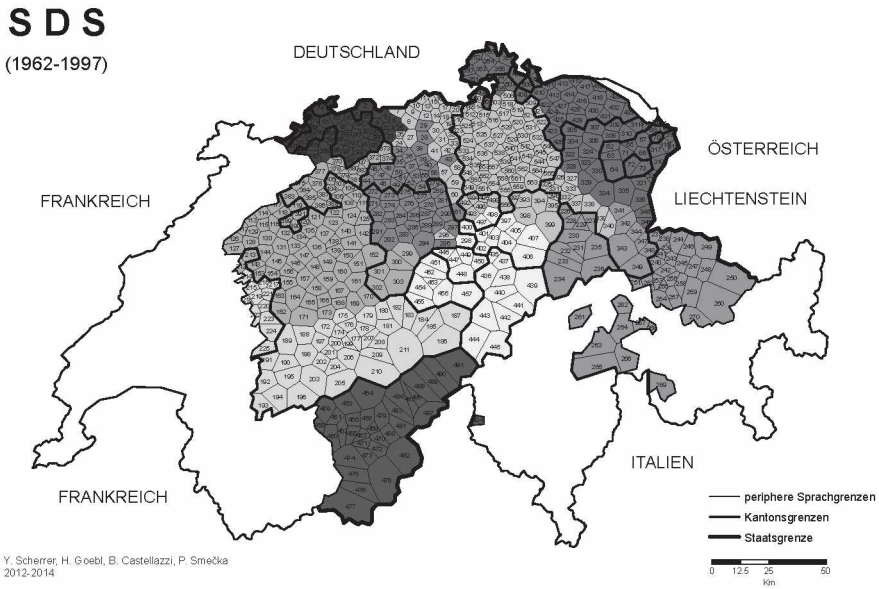

Abb. 5: Dialektometrische Varianzverrechnung zu neun Clustern[18]

6.2 Laienlinguistische Dialektareale: Attributive Komponenten

Nebst der räumlichen Ausbreitung der ethnolinguistischen Dialektareale interessieren die sprachlichen und aussersprachlichen Attribute, die zu den Arealen assoziiert werden. Zu diesem Zweck sollen die Probanden bestimmen, auf welchem der eingezeichneten und kommentierten Areale der am wenigsten ausgeprägte Dialekt gesprochen würde.

Bis auf zwei Probanden bezeichnen alle ein Areal ausserhalb ihres eigenen Dialektgebietes, d.h. der eigene Dialekt bildet in aller Regel nicht den neutralen Referenzpunkt, von dem sich die anderen Dialekte als ausgeprägtere Varietäten abheben würden, sondern die Verhältnisse werden quasi aus einer Aussenwarte beurteilt, die das Gesamt der Deutschschweizer Dialekte in den Blick nimmt. Dem Areal mit dem neutralsten Dialekt, das sich meistens nördlich vom Dialektgebiet der Befragten befindet und mit hoher Übereinstimmung Teile der Kantone Aargau, Zürich und Zug einschliesst, werden u.a. folgende Attribute zugeschrieben:

18 http://latlntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/cluster.de.html (Stand 15.4.2014).

Allerweltsdialekt, sehr verbreitet, viele Sprecher, städtischer Dialekt, so zwischendrin, in diesem Gebiet könnte ich niemanden zuordnen, ich weiss nicht, ob die einen richtigen Dialekt sprechen, eher ein neutraler Dialekt, abgeschliffener Promenaden-Dialekt, SRF-Aktuell-Dialekt, keine Merkmale, abgeschliffen, keiner stört sich dran, Universal-Schweizerdeutsch, banaler Dialekt, normales Deutsch, nichts Spezielles, fällt einem nicht stark auf, nicht diese urchige Sprache, Allgemeinsprache, versteht jeder, der gehobene Dialekt, haben das ü [...].

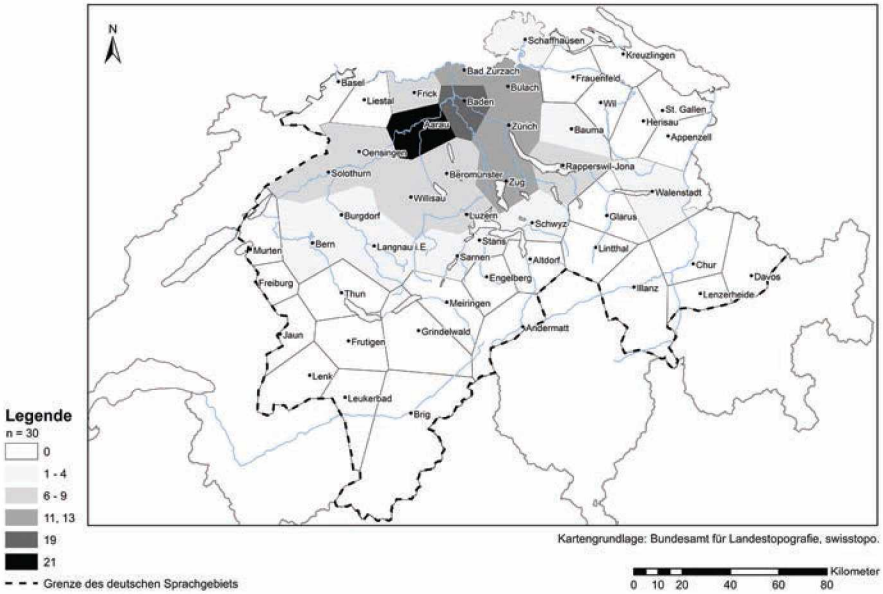

Abb. 6: Das laienlinguistische Areal mit dem neutralsten Dialekt

Das Areal, auf das diese Zuschreibungen bezogen werden, ist vergleichsweise dicht besiedelt und ein Grossteil der Deutschschweizer und damit der Dialektsprecher leben dort (siehe Zuschreibung „viele Sprecher"). Ist es also die schiere Auftretenshäufigkeit von Sprecherinnen und Sprechern aus dieser Gegend, die derartigen Attribuierungen Vorschub leistet? Die dialektometrisch verarbeiteten Daten des SDS lassen noch an eine weitere Erklärung denken. Die dialektometrischen Mittelwertkarten, die darstellen, wie gross die durchschnittliche Ähnlichkeit des Variantenaggregats eines Ortes mit den Variantenaggregaten aller anderen Orte beschaffen ist, zeigen, dass sich das Areal der dialektometrisch ‚durchschnittlichsten' Dialekte (dunkelstes Areal in Abb. 7) mit dem Laienareal der ‚neutralsten' Dialekte zur Deckung bringen lässt.

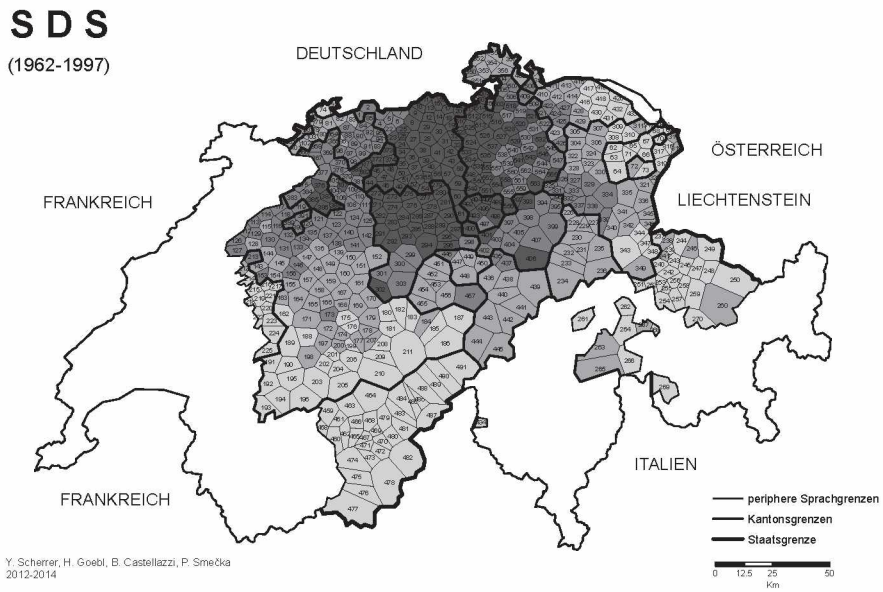

Abb. 7: Mittelwertkarte zu den durchschnittlichen dialektalen Übereinstimmungen eines Ortspunktes mit allen anderen Ortspunkten[19]

Die dialektometrischen Berechnungen erweisen sich also nicht als blosse Spielerei mit grossen Datenmengen, sondern sie scheinen in den ethnolinguistischen Sprachraumkonzepten gewissermassen über ein psychisch reales Korrelat zu verfügen.

6.3 Laienlinguistische Dialektareale: Struktur und Attribute des Nahraums

Eine Kleinraumkarte mit hoher Informationsdichte (siehe Abb. 7) animiert die Probanden dazu, ihre unmittelbare Lebensumgebung sprachräumlich zu gliedern, wobei sich unterschiedliche „Konzepttypen" (siehe Kehrein/Lameli/Purschke 2010, S. 357) offenbaren. Sämtliche Probanden gehen einerseits von zahlreichen dialektalen Unterschieden auf diesem Areal aus, was sie aber andererseits nicht daran hindert, bei ihren Kommentierungen trotzdem Unterschiede geltend zu

19 Siehe http://latlntic.unige.ch/~scherrey/dmviewer/parameter.de.html (Stand 15.4.2014). Verrechnung und Visualisierung der Mittelwerte in vier Intervallen.

machen, die sie mit den Kantonen Ob- und Nidwalden in Verbindung zu bringen versuchen,[20] deren Gegensätzlichkeiten und Unverträglichkeiten gerne anekdotenreich herausgestrichen werden.[21]

Überdies gibt es Orte, die bei ausnahmslos allen Befragten als „besonders" gelten, wie z.B. Engelberg. Mit unterschiedlichen zeichnerischen Mitteln wird auf den Karten visualisiert, dass der Dialekt von Engelberg sich von jenem der Umgebung abhebt (siehe Einkreisung des Ortes Engelberg in Abb. 8), was kaum der quantitativen Ähnlichkeit der Variantenaggregate geschuldet sein kann (siehe Abb. 1), sondern eher qualitativer Natur zu sein scheint (siehe unten).

Auch hier werden die besonderen politischen Verhältnisse als Begründungen herangezogen: Engelberg als (verhältnismässig ‚junge', zweihundertjährige) Obwaldner Exklave in Nidwalden, oder aber es wird den Engelbergern schlicht Eigenständigkeit zugesprochen, was die empirisch nur schwer zu beantwortende Frage formulieren lässt: „Is the knowledge about linguistic differences the basis for the classification of dialect areas, or do speakers conversely project certain features to the already identified areas?" (Stoeckle 2012, S. 161).

Den Dialekträumen im Nahbereich werden in hoher interindividueller Übereinstimmung bestimmte sprachliche Merkmale zugeschrieben.[22] Die meisten Pro-

---

20 Liegt zwischen zwei benachbarten Orten eine Kantonsgrenze, wie zwischen dem nidwaldnerischen Emmetten und dem urnerischen Seelisberg, so werden die mitgeteilten Unterschiede mit dieser politischen Grenze begründet. So wird über die Seelisberger gesagt, dass diese „schon den Urner drin haben, aber nicht den typischen Urner Dialekt" sprechen würden. Verläuft keine Kantonsgrenze zwischen Orten, bei denen man Dialektunterschiede wahrzunehmen meint, dann wird einerseits mit den naturräumlichen Bedingungen und der damit verbundenen verkehrstechnischen Anbindung argumentiert, was beispielsweise wie folgt formuliert wird „je enger oder weiter oben das Tal, desto verrückter der Dialekt" „richtiges Obwaldnerdeutsch beginnt erst in Giswil". Von mehreren wird der Lopper, ein verkehrsbehindernder Felsvorsprung bei Hergiswil, als naturräumliche Ursache für dialektale Unterschiede geltend gemacht. Ausserdem sorgt in der Vorstellung vieler Probanden die lebensweltliche Ausrichtung der Bewohner hinsichtlich Schule, Arbeit, Freizeitgestaltung für dialektale Unterschiede.

21 Meistens sind die Kommentare zu diesen beiden Gebieten mit Anekdoten ausgeschmückt, die häufig um den „Verrat" der Nidwaldner durch die Obwaldner kreisen. Die Nidwaldner (von den Obwaldnern als *Reissäckler*, *Feifleiber* oder *Neidwoudner* [sic!] bezeichnet) beschuldigen die Obwaldner (von den Nidwaldnern als *Tschifeler* oder neuer als *Tschifis* bezeichnet) des Verrats an die Franzosen im Jahre 1798. Obwohl diese Episode von den Probanden als vergangen betrachtet wird, wird sie ungefragt erzählt und wird zur Untermauerung der Gegensätzlichkeit herangezogen.

22 Mit Preston (2002, S. 50 f.) sind unterschiedliche Grade und Formen von *awareness* zu unterscheiden, bei der er folgende Dimensionen unterscheidet: *availability* (unterschiedliche Grade von Aufmerksamkeit), *accuracy* (unterschiedliche Kompetenzen, sprachliche Tatsachen darstellen zu können), *detail* (unterschiedliche Fokussierungen der Wahrnehmungen), *control* (unterschiedliche Kompetenzen, sprachliche Merkmale wiedergeben zu können).

banden verfügen über ein Set von Merkwörtern, die als leicht kommunizierbare Träger lautlicher Eigenheiten fungieren sowie von der Tradition eines bestehenden metadialektalen Diskurses zeugen und gleichzeitig als Aktivitäten betrachtet werden können, die zur Verfertigung von ethnolinguistischen Grössen wie Nidwaldner Deutsch beitragen können (sogenanntes *enregisterment*, siehe Johnstone/Andrus/Danielson 2006).

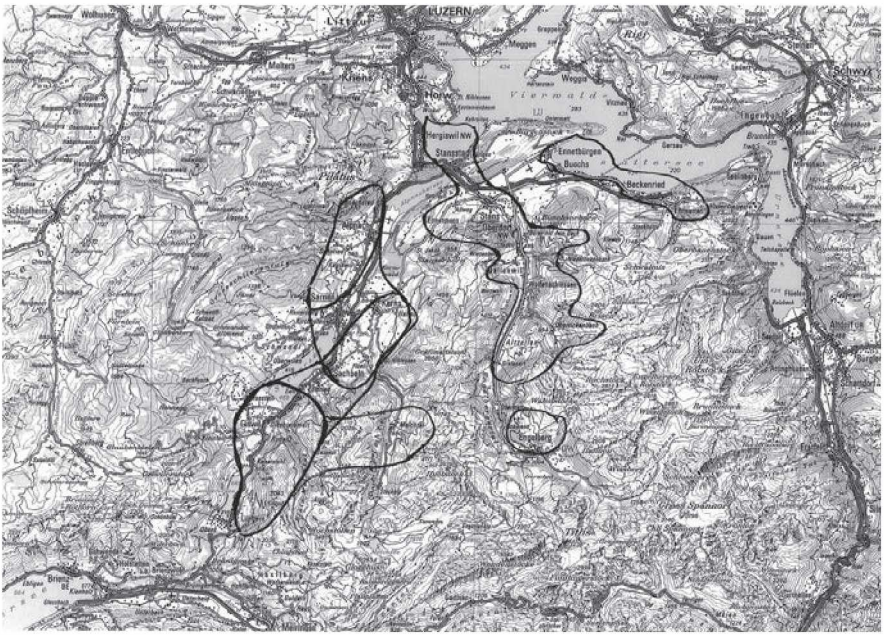

Abb. 8: Laienlinguistische Strukturierung des Nahraumes

Für die Räume, die als Areale mit Obwaldner, Nidwaldner und Engelberger Dialekt gelten, werden die folgenden Merkmale genannt:

Zu Engelberg werden die Zahlwörter *drui*, *fuif*, *nuin* (‚drei, fünf, neun') assoziiert.

Als Unterschiede zwischen Obwalden und Nidwalden werden vornehmlich drei dialektale Variablen genannt:

- Die Diphthongierung von altlangem *î* resp. von vorgängig entrundetem langem *ü* in Wörtern wie *Eis*, *drei*, *fünf*, *neun*, wo für die Nidwaldner Diphthonge – *Eis*, *drei*, *feif*, *nein* –, für die Obwaldner dagegen Monophthonge – *Iis*, *drii*, *fiif*, *niin* – geltend gemacht werden. Der (sehr flache) Nidwaldner Diphthong verfügt gar über eine konventionalisierte Orthographie als <ey>, wenn der

Dialekt verschriftlicht wird (siehe <Zeythuis> ‚Zeithaus', Name eines Jugendzentrums in Stans).

- Die Qualität des Primär- und Sekundärumlauts vor Nasal in Wörtern wie *Handschuhe*, *Hände*, *Hemd*, die von Nidwaldnern überoffen als *Häntsche*, *Händ*, *Hämmli*, von den Obwaldnern neutral oder geschlossen als *Hentsche*, *Hend*, *Hemmli* realisiert werden soll.
- Die Vokalisierung von /l/, die als charakteristisch für die Nidwaldner (*Nidwaude*) nicht aber für die Obwaldner (*Obwalde*) angeführt wird. Auch die Vokalisierung findet sich in Dialektschreibungen (<Wouti> für *Walter*, in einer Todesanzeige).

Der SDS bestätigt das Vorkommen der immer wieder genannten Diphthongierung ausschliesslich an einigen Nidwaldner Orten (siehe SDS I, Karten 105, 107). Ebenso ist der geschlossene *e*-Vokal vereinzelt in Obwalden (siehe SDS I, Karten 35, 36) belegt. Die *l*-Vokalisierung dagegen ist an den fraglichen Orten überhaupt nicht ausgewiesen (siehe SDS II, Karten 147, 149, 150. 197, 198), ebenso wenig wird die Vokalisierung in der zwischen 1926 und 1933 lancierten Wenker-Befragung grafisch manifest.

Die Thematisierung der beiden erstgenannten Variablen befördert die Annahme, dass in den Alltagsvorstellungen bestimmte dialektale Ausprägungen als metonymische Prototypen für ein ganzes Areal fungieren könnten, in dem Sinne, dass den alltagsweltlich relevanten Kantonen Obwalden und Nidwalden eine bestimmte Dialektausprägung zugeschrieben wird, die dann aber nicht an allen Orten vorzukommen braucht, sondern eher – wie dies Befragte auch gelegentlich formulieren – bei den „Berglern", „weit oben" oder „hinten im Tal".

Die objektiven Daten, die bei den Probanden gleichzeitig erhoben wurden, weisen aber noch in eine andere Richtung. In der formellen, sprachzentrierten Erhebung mit Elizitationen und Übersetzungen bestätigt sich der ob-/nidwaldnerische Gegensatz bei der Realisierung des Primär- und Sekundärumlauts, allerdings mit dem Unterschied, dass der geschlossene Laut nun auch von solchen Obwaldnern realisiert wird, bei denen – im Abgleich mit den SDS-Daten – überoffene Werte erwartet werden können.

Ein ähnlicher Befund zeigt sich bei den Diphthongierungen: Diese finden sich nicht nur an den erwartbaren Nidwaldner Orten. Es gibt Befragte aus dem Westen Nidwaldens, die – unerwartet – vereinzelte Diphthongierungen zeigen.

Am meisten überraschen die Befunde für die noch vor sechzig Jahren inexistente *l*-Vokalisierung, die bisher als westschweizerdeutsches Phänomen ausgewiesen ist. Es gibt – verteilt auf das ganze Untersuchungsgebiet – einzelne Probanden, die nicht vokalisieren. Bei den vokalisierenden Befragten sind die

Vokalisierungswerte für jeweils rund 20 Tokens jedoch deutlich verschieden. Während sie in Obwalden nie über 15% hinausgehen, liegen die Werte der vokalisierenden Nidwaldner zwischen 60 und 100%. Dieser Befund wird sowohl von Christen (2001) als vor allem auch durch eine Studie von Leemann et al. (i.Dr.) bestätigt, die bei 60 Befragten in Stans und Sarnen einen markanten Unterschied zwischen den tendenziell vokalisierenden Nidwaldnern und den nicht oder ganz marginal vokalisierenden Obwaldnern finden, ein Unterschied, der seine Entsprechung überraschenderweise in den laienlinguistischen Urteilen findet.

Die bemerkenswerten objektsprachlichen Befunde zur *l*-Vokalisierung – so wage ich die abschliessende Vermutung – könnten den alltagsrelevanten, erlebten Räumen geschuldet sein. Das Konzept Kanton scheint sich als relevante Steuerungsgrösse für neue sprachräumliche Verteilungen zu erweisen und neue Isoglossen aufzubauen.[23] Die betroffenen Variablen könnten als Stereotypen i.S.v. Labov (1972) gelten resp. als Variablen mit einer „3rd order indexicality", die im einzelnen wie folgt zustande kommt:

> [a] variable acquires third order indexical meaning when it gets ‚swept up' into explicit lists of local words and there meanings and reflexive performances of local identities, in the context of widely circulation discourse about the connection between local identity and local spreech. (Johnstone/Andrus/Danielson 2006, S. 84)

Mit Variablen dieser Art scheinen die Probanden alltagsweltlich relevante Räume zu verbinden und die Konzepte Nidwalden resp. Obwalden mit sprachlichen Mitteln zu verfertigen. Die Befunde aus der dreistündigen Gesamtbefragung werden klären können, in welchem Ausmass die fraglichen Varianten sich auch in der Spontansprache zeigen. Die Sprachkompetenz-Daten deuten aber schon jetzt an, dass sich der Einbezug der ‚neuen' Räume, der erlebten Sprachräume, als höchst aussichtsreich erweist, um die räumliche Verteilung gewisser diatopischer Varianten erklären zu können.

---

23 Eine Befragung im deutschsprachigen Teil des Kantons Freiburg hat ergeben, dass auch hier der Kanton zu einer sprachräumlich relevanten Grösse wird: Bei einigen lexikalischen Grössen zeichnet sich ein innerkantonaler Ausgleich ab, der gleichzeitig in einer Abgrenzung nach „aussen" resultiert und an der Kantonsgrenze zwischen Freiburg und Bern zu neuen Isoglossen führt (siehe Christen 2011).

7 Ausblick

Nicht nur die erlebten Räume erweisen sich als relevant für die dialektologische Forschung, sondern wohl auch die hier nicht weiter thematisierten sogenannten virtuellen Räume, die von physikalisch-materiellen Gegebenheiten unabhängig sind und allein durch die Verbindungen und Vernetzungen von Individuen zustande kommen (Löw 2001, S. 93 ff.). Da in diesen virtuellen Räumen, die den heutigen Möglichkeiten der Technik zu verdanken sind, sprachlich kommuniziert wird, und Sprache immer über ein (räumliches) Verweispotenzial verfügt, bleibt die Dialektologie als Raumlinguistik herausgefordert und so gefragt wie eh und je.

Literatur

Abraham, Werner/Leiss, Elisabeth (2013): Dialektologie in neuem Gewand. Zu Mikro-, Varietätenlinguistik, Sprachenvergleich und Universalgrammatik. (= Linguistische Berichte. Sonderheft 19). Hamburg.

Anders, Christina Ada (2010): Die wahrnehmungsdialektologische Rekodierung von laienlinguistischem Alltagswissen. In: Anders/Hundt/Lasch (Hg.), S. 67–87.

Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.) (2010): „Perceptual dialectology". Neue Wege der Dialektologie. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 38). Berlin/New York.

Auer, Peter (2004): Sprache, Grenze, Raum. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 23, S. 149–179.

Auer, Peter (2013): The geography of language: Steps towards a new approach. In: Freiburger Arbeitspapiere zur Germanistischen Linguistik (FRAGL) 16. Freiburg i.Br. Internet: http://portal.uni-freiburg.de/sdd/fragl/2013 (Stand: 20.8.2014).

Auer, Peter/Schmidt, Jürgen Erich (Hg.) (2010): Language and space. An international handbook of linguistic variation. 1. Halbbd.: Theories and methods. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30.1). Berlin/New York.

Auer, Peter et al. (2013): Integrating the perspectives on language and space. In: Auer, Peter et al. (Hg.): Space in language and linguistics. Geographical, interactional, and cognitive perspectives. (= Linguae & Litterae 24). Berlin/Boston, S. 1–18.

Bachmann-Medick, Doris (2009): Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. 3., neu bearb. Aufl. Reinbek bei Hamburg.

Bellmann, Günter (1994): Multidimensionale Dialektgeographie? In: Mattheier/Wiesinger (Hg.), S. 165–169.

Besch, Werner et al. (Hg.) (1982/1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2 Halbbde. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1). Berlin/New York.

Bremer, Ernst (1983): Ansätze zur Einbeziehung und Berücksichtigung sprachlicher Differenzierungen in der Raumplanung. In: Besch et al. (Hg.), 2. Halbbd., S. 1597–1607.

Britain, David (2010): Concepualizations of geographic space in linguistics. In: Auer/Schmidt (Hg.), S. 69–97.

Christen, Helen (2001): Ein Dialektmarker auf Erfolgskurs: Die /l/-Vokalisierung in der deutschsprachigen Schweiz. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 68, S. 16–26.
Christen, Helen (2011): Junge als Anders-Sprecher? Zur Teilhabe junger Sprecher an lokalen Spracheigentümlichkeiten. In: Neuland, Eva (Hg.): Sprache der Generationen. (= Thema Deutsch 12). Mannheim/Zürich, S. 254–270.
Coseriu, Eugenio (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. (= Uni-Taschenbücher 1481). Tübingen.
Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. (= Reihe Germanistische Linguistik 263). Tübingen.
Glaser, Elvira (2013): Area formation in morphosyntax. In: Auer et al. (Hg.), S. 195–221.
Haas, Walter (2011): Ist Dialektologie Linguistik? In: Glaser, Elvira/Schmidt, Jürgen Erich/Frey, Natascha (Hg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 144). Stuttgart, S. 9–22.
Hausendorf, Heiko (2012): Der Hörsaal als Interaktionsraum. Ein exemplarischer Beitrag zur Archäologie der Vorlesung. In: Stefani/Gazin/Ticca (Hg.), S. 43–68.
Herrgen, Joachim (1994): Kontrastive Dialektgeographie. In: Mattheier/Wiesinger (Hg.), S. 131–163.
Hotzenköcherle, Rudolf (1961): Zur Raumstruktur des Schweizerdeutschen. Statik und Dynamik. In: Zeitschrift für Mundartforschung XXVIII, S. 207–227.
Hotzenköcherle, Rudolf (1984): Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. (= Sprachlandschaft 1). Aarau u.a.
Hove, Ingrid et al. (i.Dr.): Swiss VoiceApp: „My voice – my dialect". In: Leemann, Adrian et al. (Hg.): Trends in phonetics in German-speaking Europe. Bern/Frankfurt a.M.
Jakob, Karlheinz (1985): Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Übergangslandschaft. 2 Bde. (= Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland 3). Marburg.
Johnstone, Barbara/Andrus, Jennifer/Danielson, Andrew E. (2006): Mobility, indexicality, and the enregisterment of ‚Pittsburghese'. In: Journal of English Linguistics 34, S. 77–104.
Kehrein, Roland (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 152). Stuttgart.
Kehrein, Roland/Lameli, Alfred/Purschke, Christoph (2010): Stimuluseffekte und Sprachraumkonzepte. In: Anders/Hundt/Lasch (Hg.), S. 351–384.
Kremer, Ludger (1984): Die niederländisch-deutsche Staatsgrenze als subjektive Dialektgrenze. In: Nedersaksisch Instituut (Hg.): Grenzen en Grensproblemen. Een bundel studies uitgegeven door het Nedersaksisch Instituut van de R.U. Groningen ter gelegenheid van zijn 30-jarig bestaan. (= Nedersaksische Studies 7). Groningen, S. 76–83.
Labov, William (1972): On the mechanism of linguistic change. In: Labov, William: Sociolinguistic patterns. (= Conduct and Communication 4). Philadelphia, S. 160–182.
Lakoff, George/Johnson, Mark (1997): Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg.
Lameli, Alfred (2009): Die Konzeptualisierung des Sprachraums als Teil des regionalsprachlichen Wissens. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 37, S. 125–156.
Lameli, Alfred (2013): Strukturen im Sprachraum. Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 54). Berlin/Boston.

Lameli, Alfred/Kehrein, Roland/Rabanus, Stefan (Hg.) (2010): Language and space. An international handbook of linguistic variation. 2. Halbbd.: Language mapping. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30). Berlin/New York.

Leemann, Adrian et al. (i.Dr.): The diffusion of /l/-vocalization in Swiss German. In: Language Variation and Change 26.

Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 125). Stuttgart.

Löffler, Heinrich (2003): Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a.M.

Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. (= Veröffentlichung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn). Köln.

Mattheier, Klaus J. (1980): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. (= UTB 994). Heidelberg.

Mattheier, Klaus J./Wiesinger, Peter (Hg.) (1994): Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. (= Reihe Germanistische Linguistik 147). Tübingen.

Moulton, William G. (1961): Lautwandel durch innere Kausalität: die ostschweizerische Vokalspaltung. In: Zeitschrift für Mundartforschung 28, S. 227–251.

Preston, Dennis R. (2002): Language with an attitude. In: Chambers, Jack K./Trudgill, Peter/Schilling-Estes, Natalie (Hg.): The handbook of language variation and change. (= Blackwell Handbooks in Linguistics). Malden, MA u.a., S. 43–51.

Purschke, Christoph (2011): Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perzeptiven Variationslinguistik. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 149). Stuttgart.

Schmidt, Jürgen Erich (2005): Versuch zum Varietätenbegriff. In: Lenz, Alexandra N./Mattheier, Klaus J. (Hg.): Varietäten – Theorie und Empirie. (= VarioLingua 23). Frankfurt a.M. u.a., S. 61–74.

Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (= Grundlagen der Germanistik 49). Berlin.

SDS = Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) (1962–1998). Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle, in Zusammenarbeit mit Karl Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli. Hrsg. v. Rudolf Hotzenköcherle. Bd. I-VIII. Bern.

Stefani, Elwys de/Gazin, Anne-Danièle/Ticca, Anna Claudia (2012): Space in social interaction. An introduction. In: Stefani/Gazin/Ticca (Hg.), S. 1–14.

Stefani, Elwys de/Gazin, Anne-Danièle/Ticca, Anna Claudia (Hg.) (2012): Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale. (= Bulletin VALS-ASLA 96). Neuchâtel.

Stoeckle, Philipp (2012): The folk linguistic construction of local dialect areas – linguistic and extra-linguistic factors. In: Hansen, Sandra et al. (Hg.): Dialectological and folk dialectological concepts of space. Current methods and perspectives in sociolinguistic research on dialect change. (= Linguae & litterae 17). Berlin/Boston, S. 142–163.

Streck, Tobias (2012): Phonologischer Wandel im Konsonantismus der alemannischen Dialekte Baden-Württembergs. Sprachatlasvergleich, Spontansprache und dialektometrische Studien. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 148). Stuttgart.

Weichhart, Peter (1990): Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. (= Erdkundliches Wissen 102). Stuttgart.

Weichhart, Peter (2008): Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen. (= Sozialgeographie kompakt 1). Stuttgart.

Wiesinger, Peter (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Besch et al. (Hg.): 2. Halbbd., S. 807–900.

Wolfensberger, Heinz (1967): Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Dargestellt an Ausschnitten aus dem Sprachleben der Gemeinde Stäfa. (= Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 14). Frauenfeld.

Peter Auer (Freiburg i.Br.)

Die Geschichte der germanistischen Soziolinguistik in Deutschland: eine Skizze

Abstract: Der Beitrag versteht sich als erster Schritt zur historiographischen Rekonstruktion der Soziolinguistik in der Bundesrepublik Deutschland. Es wird gezeigt, wie in gewolltem Bruch mit der älteren germanistischen Forschung zum Thema Sprache und Gesellschaft in den späten 1960er Jahren die neue Disziplin der Soziolinguistik in Auseinandersetzung mit den Theorien Bernsteins entstand, sich die Soziolinguistik anschließend professionalisierte und das Spektrum ihrer Themen verbreiterte, schließlich auch den Anschluss an ältere Theorien insbesondere in der Dialektologie wiederfand.

1 Einführende Bemerkungen

Die Geschichte der Soziolinguistik in Deutschland umfassend darzustellen, bleibt ein Forschungsdesiderat. In dieser historiografischen Skizze kann lediglich versucht werden, die wichtigsten Entwicklungslinien nachzuzeichnen. Ich werde mich dabei weitgehend auf die Bundesrepublik beschränken, d.h. insbesondere die soziolinguistische Forschung in der DDR-Germanistik wegen ihrer grundlegend anderen politischen Einbettung sowie die germanistische Forschung in der Schweiz wegen der grundlegend anderen sprachlichen Bedingungen ausblenden.

Die Entwicklung der bundesdeutschen, germanistischen Soziolinguistik weist einige Besonderheiten auf, die sie z.B. von den englischsprachigen Ländern unterscheidet. Die wichtigste ist wohl, dass sie sich selbst als Erfindung der 1960er und 1970er Jahre verstand und inszenierte. (Dittmar 1973, S. 160, spricht von der „Genese einer neuen Wissenschaft" in den späten 1960er Jahren.) Der Romanistin Schlieben-Lange ist dieser „Bruch mit der gesamten germanistischen Tradition" (1973, S. 53) schon früh aufgefallen, wenn sie in ihrer Einführung in die Soziolinguistik schreibt:

> [...] die deutsche Germanistik scheint hier gleichsam unter einem geradezu traumatischen Zwang zum Vatermord zu stehen. So wird vielfach mit der gesamten germanistischen Tradition gebrochen (Weisgerber; Dialektologie); und die kritiklose Rezeption von transformationeller Grammatik und Soziolinguistik Bernsteinscher Provenienz soll die Auseinandersetzung mit fünfzig Jahren Sprachwissenschaft ersetzen. Diese allgemein Traditions- und Orientierungslosigkeit der germanistischen Linguistik steht im Hintergrund der breiten Soziolinguistik-Rezeption. (Schlieben-Lange 1973, S. 54)

Was die Soziolinguistik in Deutschland allerdings mit der im Ausland vereint, ist die Vagheit ihres Gegenstandsbereichs, die höchstens noch von der Pragmatik überboten wird. Sie umfasst heute so verschiedene Arbeitsgebiete wie die soziale Dialektologie, die Mehrsprachigkeitsforschung, die Variations-und-Wandel-Forschung, die anthropologische Linguistik etc. Man wird den Gegenstandsbereich der soziolinguistischen Forschung also eher im Sinn einer Wittgensteinschen Familienähnlichkeit verstehen müssen. Trotz aller Unbestimmtheit lassen sich aber drei zentrale Themenbereiche identifizieren und über die Jahrzehnte hinweg verfolgen:

a) soziale Schichten oder Gruppen und ihre Sprache

Es ist vielleicht die zentrale Aufgabe der Soziolinguistik zu untersuchen, wie sprachliche Formen auf soziologisch definierte Gruppen bezogen werden können. Diese gesellschaftlichen Gruppen können unterschiedlich groß und unterschiedlich abstrakt sein, von Klassen oder Schichten über Berufs-, Gender-, Altersgruppen bis zu Kasten, von sozialen Milieus bis zu Netzwerken und *communities of practice*. Was genau unter dem ‚Bezug' zwischen ihnen und der Sprache zu verstehen ist, ist eine der zentralen theoretischen Fragen der Soziolinguistik. Hier reicht das Spektrum von essentialistischen Modellen (‚die Frauen, Bauern, Arbeiter [...] sprechen so, wie sie sprechen, *weil* sie Frauen, Bauern, Arbeiter [...] sind') bis zu konstruktivistischen Modellen (‚Frauen, Bauern, Arbeiter [...] werden überhaupt erst als soziale Kategorien erkennbar, weil sie sich in einer bestimmten Weise sprachlich verhalten und damit soziale Kategorisierungen auslösen'); manche Modelle postulieren oder implizieren einfache semiotische Beziehungen (‚*wat* statt *was* bedeutet Arbeiterschicht'), andere arbeiten mit einer indexikalischen Semiotik, die einzelne linguistische Variablen mit einer Vielzahl sozialer Bedeutungen in einem „indexikalischen Feld" (Eckert 2008) assoziiert, die in verschiedenen Situationen und Kontexten evoziert werden können. Schließlich lässt sich die Beziehung zwischen sprachlichen Merkmalen oder Varietäten und sozialen Gruppen bzw. Kategorien direkt oder über vermittelnde Konstrukte wie das des (sozialen) Stils (Eckert 2004; Auer 2007) oder des Habitus (Bourdieu 1994 [1998]) modellieren.

Ein Teilbereich dieses Phänomenkomplexes ‚Sprache gesellschaftlicher Gruppen', der aber wegen seiner außerordentlichen Bedeutung für die Soziolinguistik ab den Mitt-1960er Jahren besonders erwähnt werden muss, ist das Problem der **Reproduktion sozialer Unterschiede im und durch das Bildungssystem**, ein Problem, das auch heute wieder unter dem Stichwort soziale Selektion und Mobilität insbesondere in Bezug auf Schüler mit Migrationshintergrund eine bedeutende Rolle spielt. Die Soziolinguistik ist seit den späten 1960er Jahren sehr eng

mit der Erziehungswissenschaft verbunden, und ihr Einfluss auf die Veränderung des deutschen Schulsystems in den letzten Jahrzehnten des letzten Jahrtausends sollte nicht unterschätzt werden.

b) Sprachwandel

Eine zunächst ganz andere soziolinguistische Thematik zielt auf die sozialen Bedingungen sprachlichen Wandels ab. Die enge Beziehung zwischen Variation und Wandel ist von Beginn der Sprachwissenschaft an gesehen worden, tragfähige Modelle für die Entstehung und Verbreitung neuer Formen in einer Gesellschaft sowie für die Verdrängung von Varietäten und Sprachen zugunsten anderer zu entwickeln, ist aber nach wie vor ein zentraler Gegenstand der Soziolinguistik. In Deutschland ist die Forschung zum Sprachwandel oft auch an die Frage der Etablierung und Ausbreitung der deutschen Standardvarietät und an Fragen des Dialektabbaus gebunden. Verbindungen bestehen zum Bereich a) insofern, als viele Sprachwandelmodelle soziale Schichten, Gender und Alter integrieren. Jedoch muss nicht jede soziale Verteilung einer Variablen schon Wandel implizieren.

c) Sprachliche Minderheiten, Sprachpolitik, Weltsprachen

Oft laufen diese Themen auch unter der (älteren) Bezeichnung Sprachsoziologie, weil sie nicht nur innerhalb der Linguistik, sondern auch in Politologie, Soziologie und Anthropologie bearbeitet werden. Die Diskussion um die so genannte Globalisierung hat diesen Bereich der Soziolinguistik in den letzten beiden Jahrzehnten wieder besonders aktuell gemacht.

Nur am Rand werde ich hier eine vierte Forschungstradition aus dem Themenbereich Sprache und Gesellschaft behandeln, die man unter das Stichwort **Sprache als Weltsicht** subsumieren könnte. Ihre eminente, für die Sprachwissenschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert bestimmende Rolle ist offensichtlich (vgl. die Diskussion um die Völkerpsychologie, aber auch die gesamte Humboldt-Rezeption bis zu Leo Weisgerber). In jüngerer Zeit wird die Weltsicht-Problematik kaum mehr als soziolinguistisches Problem diskutiert (sondern als eines der in Deutschland nur wenig etablierten linguistischen Anthropologie), sie spielt jedoch bis in die 1970er Jahre eine unterschwellige Rolle (siehe dazu unten).

Ebenso vernachlässige ich hier die Auseinandersetzung mit Sprache innerhalb der phänomenologischen Soziologie, die in Deutschland eng mit dem in den USA sozialisierten Thomas Luckmann und seinen Schülern (und über seinen in die USA emigrierten Lehrer Alfred Schütz auch indirekt mit der Ethnomethodologie und der von ihr ausgehenden soziologischen Konversationsanalyse) verbunden ist. Hier geht es um sprachliches Handeln, weniger um die Konstruktion

sozialer Kategorien durch sprachliche Merkmale. Die Berührungspunkte zwischen interaktionaler Soziolinguistik und sprachsoziologischer Handlungstheorie bedürften einer eigenen historiografischen Rekonstruktion.

2 Sprache und Gesellschaft in der Sprachwissenschaft vor 1965

Zu keinem der im letzten Abschnitt genannten drei Themengebiete hat die Forschung erst in den 1960er Jahren begonnen, auch wenn der Begriff ‚Soziolinguistik' erst aus dieser Zeit stammt. Es ist deshalb notwendig, sich zumindest vor Augen zu führen, auf welchem Stand der Forschung die Neuerfindung der Soziolinguistik in den 1960er Jahren stattfand.

2.1 Sprachwandel

Die wichtigste Forschung zu den sozialen Bedingungen sprachlicher Variation sowie sprachlichen Wandels fand in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Dialektologie statt. Diese hatte zu diesem Zweck um die Wende zum 20. Jahrhundert eine eigene, erfolgreiche, wenn auch indirekte Methodologie entwickelt, nämlich die so genannte kulturgeschichtliche Interpretation der Kartenbilder des Sprachatlasses des deutschen Reichs. Trotz aller Beschränkungen, die aus der selektiven Auswahl der Informanten und Phänomene für den Atlas resultierten, war die Karteninterpretation ein empirisch abgesichertes, erprobtes und nachprüfbares Verfahren. Und im Gegensatz zur heutigen (traditionellen) Dialektologie, deren Arbeit sich oft in der Dokumentation und Archivierung grunddialektaler Daten erschöpft, wurde das Instrument auch vielfach genützt, um Generalisierungen zum Sprachwandel aufzustellen. Um lediglich ein Beispiel zu nennen: Der ‚Vorbruch anhand einer Kommunikationsader' als Kartenbild für die aus Norden kommenden Innovationen im Alemannischen entlang des Rheins ist zunächst eine empirische Feststellung über die geografische Verbreitung bestimmter sprachlicher Merkmale; diese muss jedoch sozio-kulturell erklärt werden, insbesondere weil der ‚Vorbruch' linksrheinisch (also im Elsass) deutlich weiter in den Süden reicht als rechtsrheinisch. Die Erklärung setzt ein wie auch immer geartetes, komplexes Modell des ‚Transports' der Sprache zusammen mit den Waren oder Menschen auf dem Handelsweg Rhein voraus, das neben wirtschaftlichen Beziehungen auch politische Machtverhältnisse und kulturelles Prestige integriert.

Adolf Bachs maßgebliches Überblickswerk „Deutsche Mundartforschung“ von 1950, eine stark überarbeitete Version seines Buchs von 1934, fasst zahlreiche Forschungsergebnisse wie auch theoretische Konzepte aus der Vorkriegsdialektologie zusammen, die teils spätere sozio-dialektologische Theorien vorwegnehmen. Dazu gehört das Phänomen des (von Chambers/Trudgill 1980, S. 196–202 später so genannten) *city-hopping*, das schon im 19. Jahrhundert wohl bekannt war (vgl. Bach 1950, S. 135 f.) und zum Beispiel als Modell für die Verbreitung der uvularen R-Variante verwendet wurde: Neuerungen erobern zunächst städtische Gemeinschaften, die am ehesten anfällig für das Prestige dieser Formen sind, um von dort in die umgebende Landschaft einzudringen; dort stellt sich ihnen allerdings manchmal ein „vom Leben der Stadt unabhängige[s], selbstbewußte[s] Bauerntum“ entgegen, das dieses Vordringen verhindert, so dass die Städte als Inseln im Kartenbild erscheinen (ebd., S. 135; eine moderne Version davon findet sich z.B. bei Vanderkerckhove 2010).

Die Diskussion der Vorkriegszeit kreiste um die Frage, welche Erklärungen für Kartenbilder angemessen sind, die sprachliche Wandelphänomene nahe legen. Zur Disposition stand die junggrammatische Auffassung, alle Veränderung im Raum könne allein aus der Stärke des Kommunikationskontakts (also, in modernen Begriffen, aus der Netzwerkdichte und -stärke) erklärt werden. Dagegen setzte sich in der deutschen Dialektologie der Vorkriegszeit immer mehr die Auffassung durch, dass „Verkehr“ allein den horizontalen Wandel nicht erklären kann; insbesondere Walther Mitzka (etwa in Mitzka 1928) plädierte dafür, dass sich Sprachlandschaften verschieben, „indem das Machtgefühl der einen Seite im wirklichen Sinne des Wortes Eindruck macht“ (S. 61), diese Seite also einen „Mehrwert der Sprachgeltung“ entwickelt – eine Auffassung, der auch Bach folgt. Die Auseinandersetzung zwischen positivistischen, auf Kontaktfrequenz aufbauenden, und sozio-interpretativen, auf Einstellungen und Bewertungen operierenden Ansätzen bei der Erklärung des sprachlichen Wandels ist bis heute nicht beendet (vgl. Auer/Hinskens 2005).

2.2 Sprachliche Gruppen/Schichten und ihre Sprache

Bach widmet der Beziehung zwischen sozialen Gruppen und sprachlichen Merkmalen ein ganzes Kapitel seines Buchs (Kap. V: „Mundart in ihrer soziologischen Schichtung“). Es diskutiert ausführlich den Einfluss von Schichten, aber auch von Alter, Stadt vs. Land, Industrialisierung und Berufsgruppen (Zuzug von Industriearbeitern).

Ein zentraler Bezugspunkt der Diskussion in der Vorkriegszeit zum Thema Sprache und soziale Schicht sind die Arbeiten des Altgermanisten und Volks-

kundlers Hans Naumann, dessen in den 1920er Jahren entwickelte Theorie des „gesunkenen Kulturguts" eine beträchtliche Wirkung entfaltete (vgl. Naumann 1922, 1925). Dass Naumann – wie nicht wenige Mediävisten, Dialektologen, Nordisten und Volkskundler – ab 1933 zum fanatischen Nationalsozialisten wurde,[1] was ihn 1945 sogar zeitweise seinen Bonner Lehrstuhl kostete, ist sicherlich ein Teil der Erklärung dafür, dass er in der neuen Soziolinguistik völlig aus dem kollektiven Gedächtnis getilgt wurde. Naumanns von Levy-Brühl angeregte Überlegungen zum „sprachlichen Verhältnis von Ober- zu Unterschicht" (so der Titel eines Aufsatzes von 1925) sind aber nicht nur von großer Bedeutung für das Denken seiner Zeit; sie nehmen auch wesentliche Aspekte der Labovianischen Unterscheidung zwischen *change from above* und *change from below* vorweg. Im Gegensatz zu den Junggrammatikern, die insbesondere den Lautwandel ausschließlich als *change from below* sahen, betonte Naumann das Nebeneinander *beider* Richtungen des Sprachwandels. *Change from above* bedeutet für ihn den „Einfluss der Kultursprache auf die Mundart" („gesunkene Kultur"); auf diesem Weg seien Innovationen vor allem „durch die Berührung der heimischen [bilingualen] kulturellen Oberschicht mit fremdstämmigen Kulturkomplexen, besonders an der Peripherie des Stammestums in die deutsche Kultursprache und von da aus alsdann in die deutschen Mundarten gedrungen" (1925, S. 57). Die Innovationen der Oberschicht seien „Moden", die gerade zur distinktiven Abgrenzung von den unteren Schichten dienten, sie folgten also keineswegs dem junggrammatischen Muster endogenen Wandels. Dagegen setzt er den *change from below*: Hier läuft Naumanns Theorie letztendlich auf die Generalisierung hinaus, dass Lenisierungen (phonologische Abschwächungen aller Art, auch zu Lasten der Morphologie) sich nur in den ‚unkontrollierten' Unterschichtsidiomen ausbreiten können.

Stark beeinflusst von Naumanns Betrachtungen ordnen sich entsprechend auch bei Bach (1950)

die „Schrift- und Gemeinsprache" (zumindest in bestimmten Situationen) der „Bildungschicht", sonst der Bühne,

die „landschaftliche Umgangssprache" (heute würde man von Regionalstandard sprechen) der „Bildungsschicht" und „Mittleren Schicht",

die „Halbmundart" (heute: Regionaldialekt) der „Mittleren Schicht" und als nicht erreichte Idealsprache der „Grundschicht", sowie schließlich

die Mundart der „Grundschicht"

1 Auch Adolf Bach und Walter Mitzka waren zum Beispiel NSDAP-Mitglieder seit 1933.

zu. Dieses sprachlich-soziale Schichtungsmodell ermöglicht es ihm, Hyperkorrekturen im Sinne von Hyperstandardformen und Hyperdialektalismen (ebd., S. 232) zu diskutieren.

Die Dialektologie der Vorkriegszeit war also in hohem Maß an den sprachlichen Korrelaten sozialer Schichtung bzw. Gruppenbildung interessiert und wusste dieses Interesse auch auf die Erklärung des Sprachwandels anzuwenden. Spätestens in der Nachkriegszeit waren allerdings die Möglichkeiten des methodischen Instruments ‚Karteninterpretation' ausgeschöpft. Während das Verfahren am Beginn des Jahrhunderts innovativ und auch für andere Sozialwissenschaften beispielgebend war, kam es nun zur Stagnation. Die inzwischen reichlich vorhandenen und hoch entwickelten Methoden der empirischen Sozialforschung wurden nicht genutzt, die Arbeit mit Corpora und die Anwendung statistischer Verfahren waren völlig unbekannt. Die Dialektologie beschränkte sich immer mehr auf eine archivarische Rolle und geriet ins Abseits der sprachwissenschaftlichen Diskussion.

Neben der Dialektologie gab es in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch einen zweiten großen Arbeitsbereich der germanistischen Soziolinguistik (*ante litteram*), der ebenfalls ins 19. Jahrhundert zurückreicht, nämlich die historische Forschung zur Entstehung und Verbreitung der deutschen Gemein- bzw. Standardsprache. Hier war das Datenmaterial anders als in der Dialektologie nicht die mündliche Volkssprache, sondern die schriftlichen Dokumente mehr oder weniger gebildeter Schreiber. Fragen der sozialen Differenzierung springen aber sofort ins Auge, wenn man zum Beispiel den Übergang einer niederdeutschen Stadt zum Hochdeutschen analysiert, das ja über die oberen Schichten importiert wurde (durchaus in Naumanns Sinn). Die Arbeiten der historischen Stadtsprachenforschung – stellvertretend seien die immer noch höchst lesenswerten Arbeiten Agathe Laschs zum Berlinischen genannt (Lasch 1910 und 1928) – sind deshalb im Grund immer auch soziolinguistische Arbeiten.

2.3 Sprachpolitik und Minderheitenfrage

Der einflussreichste Beitrag der älteren deutschen Forschung zur internationalen Soziolinguistik kam jedoch nicht von Dialektologen, Sprachgeschichtlern oder Volkskundlern, sondern stammt aus dem dritten Themenbereich der Soziolinguistik (oder Sprachsoziologie), nämlich der Sprachpolitik und Minderheitenforschung. Ich meine Heinz Kloss' Beiträge zu diesem Thema, von den späten 1920er Jahren (1929: „Nebensprachen") bis in die späten 1960er Jahre (1969: „Grundfragen der Ethnopolitik im 20. Jahrhundert"). Gerade Kloss' theoretisch-konzeptuelle Beiträge wurden – früher noch als in Deutschland – in der nordamerika-

nischen Linguistik weithin rezipiert und geschätzt (nicht zuletzt, weil Kloss auch auf Englisch publizierte). Unterscheidungen wie die zwischen Abstand- und Ausbausprachen, Kloss' Ausführungen zu plurizentrischen Sprachen sowie sein Konzept der „dachlosen Mundart" gehören zum Kern soziolinguistischer Begrifflichkeiten und sind in einer Weise linguistisches Allgemeingut geworden, die wohl kein anderer deutscher Linguist des 20. Jahrhunderts für sich beanspruchen kann.

Heute ist Kloss' Bedeutung für die Soziolinguistik unbestritten. Nicht selten wird dabei allerdings seine frühe Karriere vergessen: Kloss war seit 1927 Mitarbeiter und später Abteilungsleiter im Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart, das die Aufgabe hatte, die Auslandsdeutschen für das Dritte Reich zu gewinnen. Er war dort 1938 bis 1945 u.a. als Leiter der „Arbeitsstelle für Volksforschung" direkt an der Ausarbeitung der Volkstumsideologie der Nationalsozialisten beteiligt. Kloss war aber vor allem ein Technokrat; seine Aufgabe war es, statistische und andere Informationen über die Deutschen im Ausland zu sammeln und daraus politische Empfehlungen zu entwickeln. Zu seinem internationalen Ruhm in der Nachkriegszeit und der Wertschätzung, die er gerade bei Soziolinguisten wie Joshua Fishman genoss, dürfte der sachliche, scharfsinnige, oft terminologisch um feine Differenzierungen bemühte Stil seiner Publikationen sowie sein enormes Wissen über die Minderheiten überall in der Welt beigetragen haben. Dass die Reise eigentlich woanders hin gehen sollte, zeigen jedoch einige seiner Kriegspublikationen, z.B. die populäre nationalsozialistische Propagandaschrift „Brüder vor den Toren des Reiches" (1941), in der er den „weltdeutschen" Gedanken entwickelt und die Auslands- und Volksdeutschen im Rahmen des Schicksals eines „Großvolkes, dem es versagt war, eine politische Großmacht zu bleiben" (ebd., S. 17), diskutiert; diese Spannung habe erst das Dritte Reich und der Krieg aufgelöst.[2] Kloss vergleicht die beiden „Großvölker" der Engländer und Deutschen. Der fast obsessive Gedanke des Heftchens ist, dass nur die Engländer den einem „Großvolk" auch angemessenen Status einer politisch-militärischen Großmacht erreicht hätten, bei dem Sprach- und Machtbereich übereinstimmten, während gerade die Oberschicht der deutschen Emigranten sich sprachlich assimiliert hätte und damit zwar rassisch, aber nicht mehr sprachlich deutsch sei. Ganz im Sinne der nationalsozialistischen Rassenlehre steht Kloss in einer anti-humboldtianischen Tradition. Das Blut, nicht die Sprache definiert die Volkszugehörigkeit. Der Begriff der „dachlosen Minderheiten" gewinnt in diesem Kontext ihren eigent-

2 Eine Monographie von 1944 mit dem Titel „Von Auftrag und Ordnung der Völker" wurde nicht mehr veröffentlicht, lediglich das Inhaltsverzeichnis ist bekannt; vgl. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/kloss.pdf.

lichen Stellenwert: Er bezieht sich auf die Analyse der sprachlichen Defizite des Deutschtums im Ausland, das, so Kloss, durch verschiedene Mittel (auch die „Rückführung ins Reich") bekämpft werden müsse.[3]

Das sprachsoziologische Interesse für die deutsche Sprache im Ausland teilte Kloss mit einigen anderen, für die soziolinguistische Theoriebildung aber langfristig irrelevanten Kollegen, insbesondere mit Franz Thierfelder, bis 1937 Präsident der Akademie zur Wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums in München, der nach dem Krieg an der Umwandlung dieser Akademie in das Goethe-Institut beteiligt war. Seine statistisch orientierten Werke wie „Deutsch als Weltsprache" (1938) gingen politisch in dieselbe Richtung wie die Kloss', mit dem er in engem Austausch stand.

Kloss' Einfluss auf die amerikanische Soziolinguistik war schon in den 1960er Jahren bedeutend, während er in Deutschland in der neuen Soziolinguistik nicht zur Kenntnis genommen wurde. Das lag wohl weniger an seiner politischen Vergangenheit, die nur wenigen aus der jungen Generation der Soziolinguisten bekannt gewesen sein dürfte, als an deren generellem Desinteresse für Fragen der (deutschen) Minderheiten im Ausland sowie der geringen Relevanz der Minderheitenfrage für die Bundesrepublik selbst. Die Beschäftigung mit deutschen Sprachinseln oder deutschen Sprachminderheiten hatte den Hautgout der Vertriebenenverbände, die politisch zum äußersten rechten Rand der BRD gehörten und für die meist am linken Rand operierenden Soziolinguisten der 1968er-Generation ‚Revisionisten' waren. Das dürfte übrigens auch der Grund dafür sein, dass die soziolinguistisch hoch interessante Problematik der Ost-Vertriebenen und -Flüchtlinge in der bundesdeutschen (und auch DDR-) Soziolinguistik weitgehend unbearbeitet blieb. Migration war in dieser Zeit grundsätzlich noch kein soziolinguistisches Thema.

3 Die neue Soziolinguistik 1965–1980

3.1 Sprache und Reproduktion sozialer Ungleichheit in der/durch die Schule

Die neue Soziolinguistik startet in den späten 1960er Jahren ohne jeden expliziten Bezug auf die im letzten Abschnitt skizzierten Traditionslinien. Ihre allererste Phase bis ca. 1970 ist vielmehr fast vollständig durch die Rezeption der Arbeiten

3 Vgl. zu Kloss' Rolle im Dritten Reich die ausführliche Darstellung bei Hutton (1999, Kap. 5).

des britischen Sozialpsychologen Bernstein (u.a. Bernstein 1964) bestimmt. Indirekt ist allerdings zumindest eine Form der Kontinuität von der älteren zur neueren Soziolinguistik zu erkennen. Sie läuft über das Thema ‚Sprache als Weltsicht', das z.B. in Dittmars einflussreicher, in vielen Tausend Exemplaren verkaufter Einführung (erstmals 1973) noch als Teil der Soziolinguistik behandelt wird. Bernsteins Vorstellung, der restringierte Code der Arbeiterkinder bestimme ihre (defizitäre) Denkweise, lässt sich nämlich durchaus als Variante der Humboldtschen Auffassung der Prägung des Denkens durch die Sprache sehen, das hier nun von Volk oder Nation auf die soziale Klasse als Referenzpunkt umgewendet wird. Und nicht einmal diese Wendung war ganz unbekannt, denn in der älteren deutschen Sozialdialektologie (z.B. bei Bach) geht es ja auch um die „Weltsicht des Dialekts", die als eine bestimmte Denkweise verstanden wird, die durch die sprachlichen Strukturen bedingt ist.[4]

Bernsteins Idee war, dass Kindern der Arbeiterschicht der soziale Aufstieg verwehrt wird, weil sie ihre Sprache trotz guter non-verbaler Intelligenz daran hindert, die Denkstrategien zu entwickeln, die die von der Mittelschicht geprägte Schule fordert. Bernsteins Schriften kombinieren also eine psycholinguistische mit einer soziologischen und diese mit einer pädagogischen Sichtweise und entwickeln ein recht komplexes Modell für den Zusammenhang von milieutypischen sprachlichen Interaktionsformen, grammatischen Kompetenzen, Kognition und Schichtenzugehörigkeit.

Der einflussreichste Adept dieser Theorie in Deutschland war der Soziologe Oevermann, dessen 1967 eingereichte Frankfurter Dissertation laut Vorwort ihren Ursprung „in einer längeren Diskussion mit Basil Bernstein im Winter 1964/65" (1970, S. 9) hatte. Das enorme Echo, das Bernstein und Oevermann in der deutschen Linguistik und Erziehungswissenschaft fanden, lässt sich auch daran erkennen, dass Oevermanns Dissertation 1970 nur wenig verändert unter dem Titel „Sprache und soziale Herkunft – Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg" auflagenstark als stw-Band erschien, obwohl die kleingedruckten 550 Seiten des Buchs keine leicht verdauliche Lektüre sind. Es wird darin viel theoretisiert und eine ermüdend genaue quantitative Untersuchung von Schüleraufsätzen aus einer einzigen (!) Frankfurter Realschulklasse vorgestellt. In Bernsteinscher Denkweise wird postuliert, dass Unterschichtskinder aufgrund des in ihrem Milieu herrschenden Sozialisationsstils sprachlich verarmt aufwachsen (und deshalb auch in verbalen IQ-Tests schlechtere Leistungen zeigen). Diese sprachliche Verarmung führe zu kognitiven Defiziten: „Der Grad der Sprachbeherrschung stellt nicht nur ein Persönlichkeits-

4 Auch dieser Diskurs reicht natürlich ins 19. Jahrhundert zurück.

merkmal unter anderen dar, sondern ist relevant für die Gesamtheit der psychischen Funktionen" (ebd., S. 38). Wenig abstrakte, kontextdeterminierte Begriffe und eine undifferenzierte Syntax störten die Entwicklung der Schüler. „Das Individuum ‚übernimmt' also im Akt des Sprechens und im Prozeß des Spracherwerbs den sozial vorgegebenen Erfahrungshorizont seiner Umgebung" (ebd., S. 77).

Die theoretischen und methodischen Probleme der Oevermannschen Studie waren evident und wurden schon bald (teils bereits von ihm selbst, der seiner Studie lediglich Pilotcharakter zugestand) erkannt. Innerhalb kürzester Zeit waren sie so vollständig Teil des *common sense*, dass Bernsteins Theorie nicht mehr ernsthaft diskutiert werden durfte.

Oevermanns methodische Probleme waren teils von Bernstein ererbt. Insbesondere waren in der Modellierung

sprachliche Kodes ↔ kognitive Stile ↔ Schichten

die kognitiven Stile ja eine *black box*: Der Zusammenhang zwischen ihnen und bestimmten linguistischen Merkmalen (bei Oevermann wurden – eher wahllos – nicht weniger als 89 davon untersucht) war lediglich eine unbewiesene Annahme. Teilweise schuf sich Oevermann aber auch eigene Probleme. So versuchte er, Bernsteins Annahmen, die sich auf die mündliche Sprache bezogen, anhand schriftlicher Texte zu überprüfen. Bernsteins Überlegungen zur Kontextabhängigkeit bestimmter sprachlicher Strategien, so einleuchtend sie sein mögen, konnten in diesen schriftlichen Texten aber nicht mehr funktionieren. Ein zweites, vielleicht noch schwerwiegenderes Problem war es, in der untersuchten Realschulklasse überhaupt eine valide Unterscheidung zwischen US, UMS, MMS und OMS zu treffen; die soziale Hierarchie war in der Klasse – der Natur des dreigliedrigen deutschen Bildungssystems entsprechend – eher flach. Nur für wenige linguistische Merkmale waren daher die Schichtenunterschiede überzufällig. Allerdings konnte Oevermann ziemlich gut nachweisen, dass Mädchen mehr den elaborierten Kode verwenden als Jungen (ebd., S. 516), ein Ergebnis, das angesichts des dominanten Interesses an sozialer Schichtung und des Desinteresses an Gender-Unterschieden zu dieser Zeit aber kaum beachtet wurde.

Neben diesen methodischen und empirischen Problemen ergab sich für die Vertreter der linken Studenten- und Assistentenschaft durch die Bernsteinsche und Oevermannsche Argumentation auch ein politisches Dilemma: Die Theorie zwang sie nämlich, die Sprache der Arbeiterschicht als defizitär („restringierter Kode") einzustufen, was schon bald auf vehemente Ablehnung stieß. Das Pendel schlug nun in die umgekehrte Richtung aus und führte – in Schlieben-Langes Formulierung – zur „folkoristische[n] Glorifizierung der Unterschichtssprache; um der Erhaltung der Solidarität der Arbeitsklasse willen verzichtete man auf die Frage nach emanzipatorisch-reflexiven Möglichkeiten" (1973, S. 57).

Schon Anfang der 1970er Jahre wurden Konsequenzen aus der Kritik des Bernstein-Paradigmas gezogen.

Eine naheliegende Konsequenz war es, die *black box* der kognitiven Stile aus dem Modell zu eliminieren und die Reproduktion der sozialen Schichtenstruktur direkt mit der negativen Bewertung der sprachlichen Merkmale der Unterschicht durch die Lehrer und Lehrerinnen zu erklären. Dadurch konnte man auf die Charakterisierung der Unterschichtsprache als „restringiert" verzichten. Die Reproduktion der sozialen Ungleichheit ergab sich schlicht aus der Normwidrigkeit dieser Sprache. Diese Argumentationslinie verfolgte z.B. Ammon in seiner Tübinger Dissertation von 1972 über „Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule" (vgl. Ammon 1973a und b), deren empirischer Teil sich allerdings auf den sehr differenzierten Nachweis von sozialen Unterschieden in der Erwachsenensprache beschränkt. Er untersuchte in Schwaben anhand der im Rahmen der so genannten Zwirner-Erhebung von Ruoff gesammelten Daten die mündliche Sprache verschiedener Schichten in Interviews und fand wie Oevermann – erneut wenig beachtete – Gender-Unterschiede (berufstätige Frauen sprechen standardnäher), konnte aber auch soziale und Alters-Unterschiede nachweisen.

Dieselbe argumentative Verschiebung lässt sich auch in Jägers Untersuchung zu den Normabweichungen in Diktaten und Aufsätzen von 450 Schülern im 4./6./9. Schuljahr in Mannheimer Grund- und Hauptschulen[5] erkennen (1971).[6] Jäger untersuchte ebenfalls eine Vielzahl orthografischer, grammatischer (teils dialektaler) und stilistischer Normabweichungen und stellt v.a. in der 9. Klasse mehr oder weniger deutliche Unterschiede in den orthografischen Kenntnissen fest; in den unteren Klassen fanden sich eher Unterschiede, die auf dialektale Interferenzen hindeuteten. Die Konsequenzen, die er aus seiner Untersuchung zog, zielten auf eine Veränderung des schulischen Bewertungssystems hin: Die „Erlernung des form- und sinnrichtigen Gebrauchs der Hochsprache" wird als Bildungsziel abgelehnt, weil dadurch „der Blick vom Wert der Eigensprache des Kindes abgelenkt" werde (Jäger 1971, S. 166). Die normativen Kategorien ‚falsch' und ‚richtig' müssten zugunsten kommunikativer „Akzeptanz" aufgegeben werden (ebd., S. 169). Kompensatorische Maßnahmen (also die besondere Förderung von Schülern und Schülerinnen aus bildungsfernen Elternhäusern) werden ab-

5 Das heute unvorstellbare Faktum, dass es zu dieser Zeit offenbar noch möglich war, Mittelschichtskinder in einer Hauptschule zu finden, lässt die zwischenzeitliche Wandlung des deutschen Schulsystems deutlich werden. Allerdings operationalisierte Jäger Schichtenzugehörigkeit über das Wohnviertel; es ist also möglich, dass die Hauptschulkinder aus den ‚besseren' Vierteln tatsächlich gar nicht zur Mittelschicht gehörten, sondern quasi nur im falschen Viertel lebten.

6 Vgl. zu seinem Projekt „Schichtenspezifischer Sprachgebrauch von Schülern" auch Jäger/Feldbusch (1973).

gelehnt. Verstöße gegen orthografische Regeln und die der Zeichensetzung sollten nicht mehr sanktioniert und die Beschäftigung mit diesem Thema „auf das Notwendigste" eingeschränkt werden (ebd., S. 228). Man wird zugestehen, dass dieses Ziel im deutschen Schulsystem, vor allem in den langzeitig SPD-regierten Ländern, sehr weitgehend erreicht worden ist (vgl. Steinig et al. 2009).

Eine sehr differenzierte Untersuchung legte Steinig in seiner Bonner Dissertation vor (Steinig 1976), diesmal anhand mündlicher Schülersprache im Ruhrgebiet (Filmnacherzählungen). Er führte umfangreiche Analysen zur Einstellung von (angehenden) Lehrern anhand von Sprachprobenbewertungen (Zuordnung der Stimmen zu Schultypen) und unter Anwendung des semantischen Differentials durch. Es zeigte sich unter anderem, dass PH-Studentinnen die Schicht der erzählenden Kinder sehr gut einschätzen konnten, und zwar unabhängig von deren IQ; dies deutet darauf hin, dass Kinder, die ‚falsch' sprachen, eben deshalb von den weiterführenden Schulen ferngehalten wurden, die Sprache also als soziale Barriere fungierte. Im Gegensatz zu anderen Studien ist Steinigs Untersuchung auf saliente, negativ bewertete Merkmale des Ruhrdeutschen beschränkt (Schwerpunkt sind Kasusverwechslungen und die *dat/das*-Alternation). In Auseinandersetzung mit Labov differenziert Steinig verschiedene Stile mit unterschiedlichen Interaktionspartnern. Er fand durchgängig einen starken Zusammenhang zwischen den stigmatisierten Ruhrdeutschformen und sozialen Indikatoren wie Beruf des Vaters und Bildungsaspirationen der Eltern für ihr Kind. Viel schlechtere Korrelationen ergaben sich hingegen bei Merkmalen, die Bernstein als Indikatoren des *restricted code* sah, etwa der Verwendung exophorischer Mittel (‚egozentrisches Sprechen').

Der Boom des Themas Ungleichheit, Sprache und Schule in den späten 1960er und 1970er Jahren hatte nicht nur mit der politisch motivierten Kritik der 68er-Generation am sozialen Selektionsinstrument Schule zu tun. Vielmehr war in der Bundesrepublik kurz vorher von dem Philosophen Picht die „Bildungskatastrophe" bzw. der „Bildungsnotstand" ausgerufen worden (Picht 1964). Der weitere wirtschaftliche Aufschwung des Landes drohte am Fehlen qualifizierter Arbeitskräfte zu scheitern. Es mussten also qualifizierte Arbeitskräfte aus den unteren Schichten rekrutiert werden. Die Schulen sollten sich für diese Schichten öffnen. Die Frage, ob dazu auch die Bildungsstandards (Bildungspläne) geändert werden mussten, war von unmittelbarer praktischer Relevanz. Die Alternative war, entweder die Kinder aus bisher bildungsfernen Schichten durch besondere Fördermaßnahmen zu unterstützen oder die Verpflichtung der Schulen auf die strengen orthografischen, orthoepischen, grammatischen und stilistischen Normen der 1960er Jahre aufzugeben. Dittmar hat in seiner Einführung von 1973 diesen beiden Alternativen die Begriffe „Defizithypothese" und „Differenzhypothese" zugeordnet und erstere mit Bernstein, letztere mit Labov und

seinem Kampf für die ‚Gleichberechtigung' des afro-amerikanischen Englisch assoziiert. Er trieb damit die Rezeption der Labovianischen Soziolinguistik in der BRD voran, die mehr als die an Mittelschichtsnormen orientierte Theorie Bernsteins dem sich verbreitenden Sprachliberalismus entsprach – und dies, obwohl Dittmar im Vorwort konstatiert, dass zwischen Defizit- und Differenzhypothese „trotz erheblich verbesserten und verfeinerten wissenschaftlichen Methoden insofern kein großer inhaltlicher Unterschied besteht, als beide Konzeptionen in ihrem Anspruch, gesellschaftliche Ungleichheit aufzuheben, zu kurz greifen" (Dittmar 1973, S. XI).

Dittmars Einführung (seiner Konstanzer Dissertation) kommt der Verdienst zu, die amerikanische Soziolinguistik in Deutschland populär gemacht zu haben.[7] Neben Labov, Bickerton, DeCamp werden auch anthropologische Ansätze wie etwa die Ethnographie der Kommunikation ausführlich dargestellt, darunter die berühmte Hemnesberget-Studie von Blom/Gumperz (1972); auch Mehrsprachigkeit kommt vor. Entsprechend dem Anspruch des Buchs, zu einer Theoretisierung der (Sozio-)Linguistik beizutragen (was in der Zeit fast mit formalen Regeln identisch war), widmet sich Dittmar ausführlich technischen Darstellungsweisen wie der Labovschen Variablenregel. Die linguistischen Analysen wurden deutlich anspruchsvoller, die Einbettung in die großen sozialen Fragen der Zeit tritt aber bereits etwas zurück.

3.2 Sprach- und Sozialstruktur: das größere Bild

In den ersten Anfängen der neuen bundesdeutschen Soziolinguistik wurde die generative Transformationsgrammatik (wie sie damals hieß) noch nicht als Gegenpol zur Soziolinguistik empfunden. Zahlreiche Verweise auf Chomsky in den soziolinguistischen Publikationen dieser Zeit belegen, dass viele Grundannahmen der generativen Grammatik auch aus soziolinguistischer Perspektive attraktiv erschienen; außerdem verband beide Strömungen die Ablehnung der ‚traditionellen' germanistischen Sprachwissenschaft. Im Laufe der 1970er Jahre entwickelten sich die zunehmend formal werdende, an Montague und Chomsky orientierte ‚Systemlinguistik' und die Soziolinguistik/Pragmatik jedoch auseinander, und „unterschwellige Spannungen" traten auf (so Becker/Dittmar/Klein 1978,

7 Neben seiner Einführung sind auch die Sammelbände von Klein/Wunderlich (Hg.) (1971) und der Übersetzungsband mit Labovs Schriften (Labov 1976/1978) zu nennen, die ebenfalls zur Rezeption der Labovianischen Soziolinguistik beitrugen.

S. 159), die sich durchaus polemisch manifestierten. So formulierte Klein seine grundlegende Skepsis gegenüber einer Soziolinguistik, die Sprach- und Sozialstruktur aufeinander beziehen will, wie folgt:

> Ob der transformationelle Zyklus so oder so läuft [...] steht in keinerlei Zusammenhang mit den Einkommensverteilung, der Rolle der Frauenverbände, dem Hauptwiderspruch und was immer man für eine Sozialstruktur als wichtig erachten mag. (Becker/Dittmar/Klein 1978, S. 161)

Hier deutet sich an, was wohl noch heute gilt, nämlich dass die sprachlichen Phänomene, für die sich formale Grammatiktheorien interessieren, kaum eine Überschneidungsmenge mit jenen haben, die für soziale Unterschiede sensitiv sind.

Aber auch innerhalb der Soziolinguistik lässt sich in dieser Zeit eine Art Arbeitsteilung beobachten. Während auf der einen Seite die technische Beschreibung der sprachlichen Variation immer anspruchsvoller wurde, beschäftigte sich eine andere Richtung der Soziolinguistik mit avancierteren Modellen zur Erfassung der sozialen Bedeutung sprachlicher Variation.

Die Fortschritte der Labovianischen Variationslinguistik gegenüber der linguistisch naiven Bernstein-Soziolinguistik waren offensichtlich. Allerdings hat das Beschreibungsinstrument der Variablenregel in der bundesdeutschen Linguistik meines Wissens nur eine überzeugende Anwendung gefunden: nämlich in Schlobinskis Berlin-Studie, in der die Schwächung von silbenanlautend /g/ als Variablenregel formuliert wird – aber das war schon weit in den 1980er Jahren (1987). Eine germanistische Sonderentwicklung ist nämlich auch darin zu sehen, dass in Deutschland anders als im englischsprachigen Raum sprachliche Variation gern nicht als Variation innerhalb einer Varietät modelliert wurde (wie dies bei Labov geschieht), sondern als Komplex von Varietäten innerhalb einer Sprache – daher die in Deutschland weit verbreitete Bezeichnung „Varietäten-" (statt „Variations-")Linguistik. Ohne Zweifel ist die deutsche (germanistische und romanistische) Sichtweise stark von Coserius „Architektur" einer historischen Sprache geprägt, die er schon in den späten 1950er Jahren entwickelt hatte (1955). Coseriu dehnte den Varietätenbegriff der Dialektologie (diatopische Dimension) vom geografischen Raum auf soziale Gruppen und Stile aus (diastratische und diaphasische Dimension):[8] Alles was ein Sprecher einer bestimmten geografischen Herkunft aus einer bestimmten sozialen Gruppe in einer bestimmten Situation äußert,

8 In dieser Tradition steht z.B. die Einführung Löfflers in die Soziolinguistik (2005, S. 79); vgl. ebenso den entsprechenden Eintrag in Bußmann (Hg.) (2002, S. 730).

ist demnach eine Varietät. Da solche Varietäten nicht mehr diskret sein können, kommt man fast zwangsläufig zu einer probabilistischen Auffassung, wie sie Klein 1974 in seiner „Varietätengrammatik" formulierte. Er sieht eine solche Grammatik als Abbildung eines Produkts aus einer Menge von zeitlichen Perioden (er schließt auch historische Variation mit ein), einer Menge von geografischen Räumen, einer Menge von Schichten und einer Menge von Situationstypen auf eine Menge von probabilistisch bewerteten grammatischen Regeln (Klein 1974, S. 59).

Für Klein sollte diese probabilistische Grammatik alle Erscheinungsformen des Deutschen, also (anders als bei Coseriu) auch die historischen, abdecken. Für jede Kombination von Sprechertyp, Sprecherherkunft, Situation und historischer Sprachstufe würde jeder Regel eine Wahrscheinlichkeit ihrer Anwendung zugeordnet, bei nicht mehr gültigen Regeln die Wahrscheinlichkeit Null. Die Anwendung dieses Modells beschränkte sich meines Wissens neben dem Heidelberger Projekt „Pidgin-Deutsch", für das es entwickelt wurde, auf die Dissertation Senfts über die Sprache Kaiserslauterer Bergleute (Senft 1982).

Unter den Soziolinguisten, die sich mit der sozialen Bedeutung der sprachlichen Variation beschäftigten, setzten ebenfalls wichtige Lernprozesse ein; insbesondere setzte sich die Einsicht durch, dass die Beziehung zwischen Sprach- und Sozialstruktur nicht im Sinn einer einfachen Korrelation zu fassen ist. Der 1978 von Quasthoff herausgegebene Sammelband „Sprachstruktur – Sozialstruktur" ging einen wesentlichen Schritt in diese Richtung. In der Einleitung geht Quasthoff nicht (mehr) von einer Widerspiegelung der Sozialstruktur in der Sprachstruktur aus, sondern davon, „daß die ‚Sozialstruktur' Bedürfnisse stellt, die mit den sprachlich-kommunikativen Mitteln der ‚Sprachstruktur' erfüllt werden" (1978, S. 8). Sprachliche Strukturen sind nicht fest mit sozialen verbunden, sondern fungieren als „Indexzeichen".[9] Das betrifft sogar Anredepronomina, die zu den besten Kandidaten für eine direkte Beziehung zwischen Sprach- und Sozialstruktur gehören:

> Typischerweise sind es gerade nicht die realen sozialen Strukturen, sie sich in den sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten und -formen wiederfinden; es sind vielmehr die vorherrschenden ideellen Wertstrukturen einer Gesellschaft, die sich in der sozialen Bedeutung ihrer sprachlichen Systeme widerspiegeln. (Quasthoff 1978, S. 11)

---

9 Es erscheint plausibel, dass diese Idee auch der Auseinandersetzung mit der Theorie der Interaktionalen Linguistik John Gumperz' geschuldet war, dessen Auffassung von sprachlichen Kontextualisierungsmerkmalen in dem Sammelband durch einen ins Deutsche übersetzten Beitrag vertreten war (Gumperz 1978; vgl. zu Gumperz u.a. Auer/di Luzio (Hg.) 1992; Auer/Roberts 2011 sowie Auer/Heller/Roberts i.Dr.; Auer i.Dr.).

Erstmals wird auch – unter dem Einfluss der Ethnomethodologie – die Auffassung formuliert, dass die Verwendung bestimmter sprachlicher Mittel soziale Strukturen konstituiert, nicht nur umgekehrt (ebd., S. 13). Langfristig führte dies zu einer konstruktivistischen Soziolinguistik, die die Wirkung sprachlichen Handelns unter Nutzung oder Vermeidung bestimmter sprachstruktureller Merkmale für die Konstruktion der sozialen Wirklichkeit untersucht.

3.3 Sprachpolitik und Minderheiten

Bis Mitte der 1970er Jahre ist das Thema Mehrsprachigkeit und Migration abgesehen von der marginalen Kloss-Schule in Deutschland nicht präsent; erst dann kommt es über die ersten Projekte zum Deutsch-Erwerb von Gastarbeitern langsam ins Spiel, allerdings über den Umweg der Untersuchung des ungesteuerten Zweitspracherwerbs von Arbeitsimmigranten. Im „Heidelberger Projekt Pidgindeutsch" wurde gezeigt, dass der erfolgreiche Erwerb des Deutschen als Zweitsprache durch ‚Gastarbeiter' von deren sozialer Integration (und dem Einreisealter) abhängt (vgl. Heidelberger Projekt Pidgindeutsch 1975; Becker/Dittmar/Klein 1978). Die im Rahmen dieses Projekts vorgetragene These vom Pidgin-Charakter des Gastarbeiterdeutsch führte zu einer vehementen Auseinandersetzung mit dem Romanisten Meisel (Meisel 1975). Als Folge dieser Auseinandersetzung wurde auch das Thema Pidgins und Kreolsprachen zumindest kurzfristig für die germanistische Soziolinguistik relevant. Die Phase der deutschen Soziolinguistik, in der das Thema Mehrsprachigkeit beherrschend wurde, beginnt jedoch erst deutlich später.

4 Die deutsche Soziolinguistik 1980–2000

Die 1980er und 1990er Jahre sind die Zeit, in der sich die deutsche Soziolinguistik konsolidiert und professionalisiert. Aus den gesellschaftlichen Entwicklungen ergaben sich neue Themen wie die feministische Linguistik sowie die Forschung zur Sprachentwicklung in den neuen Bundesländern, dafür verschwindet das Thema soziale Sprachbarrieren in der Schule, wenn man von einigen Nachzüglerarbeiten (Rosenberg 1986) sowie dem Versuch einer Wiederbelebung durch Ammon/Kellermeier (1997) absieht.

4.1 Sprachwandel

Ab den 1980er Jahren lassen sich neue Impulse in der Soziolinguistik konstatieren, die ihre Wurzeln in der Dialektologie haben; neben einer weiter starken konservativen Richtung, die sich mit der Dokumentation der Grunddialekte (insbesondere im Format von Dialektatlanten und -wörterbüchern) beschäftigte, wandten sich einige germanistische Linguisten der Beschreibung der Variation zwischen Dialekt und Standard zu, insbesondere der Erforschung von Regionaldialekten (vgl. z.B. Mihm 2000) und der Demotisierung (Mattheier 1997) des Standards, die mit der Herausbildung von regionalen Standards einhergeht. Ein singulärer Beitrag zum ersten Themenbereich ist Bellmanns zweidimensionaler Atlas des Mittelrheingebiets, der leider in der Atlasdialektologie ohne größere Nachfolgeprojekte geblieben ist (Bellmann (Hg.) 1994–2002). Er zeigt durch den Vergleich zweier Kartentypen mit traditionellen und moderneren Sprechern Bewegungen im Raum, die auf sozial gesteuerten Wandel (in Richtung auf eine Annäherung an großflächigere, nicht unbedingt immer standardnähere Formen eines Regionaldialekts) hindeuten.

Eine wichtige Rolle spielten in den 1980er Jahren die sozio-dialektologischen Arbeiten Mattheiers, die einerseits an ältere germanistische Traditionen anknüpften, andererseits der Variationsforschung neue Wege wiesen, wie nicht zuletzt die zahlreichen Dissertationsprojekte unter Mattheiers Leitung in dem einflussreichen Heidelberger Graduiertenkolleg 117 „Dynamik von Substandardvarietäten“ (1997–2002) belegen. Mattheiers Verdienst ist es auch, die historische Soziolinguistik neu belebt zu haben. Er ging den von Besch in seiner Freiburger Habilitationsschrift (1967) eingeschlagenen Weg zur Rekonstruktion der sozialen Bedingungen weiter, die die Herausbildung der deutschen Standardsprache ab 1500 gesteuert haben. Am Beispiel von Köln zeigt er (vgl. z.B. Mattheier 1981) die Konkurrenz zwischen oberdeutschem und mitteldeutschem Standard auf und zeichnet die verschiedenen Phasen der Überschichtung der Stadtsprache nach. Dabei wirken die verschieden konturierten Prestiges dieser Varietäten; die ‚katholische‘, oberdeutsch-kaiserliche Hochsprache hat im katholischen Köln bis zu Beginn des 19. Jahrhundert die Oberhand. Gesellschaftliche Position und Bildung des Schreibers bestimmen seinen Schreibstil. Mattheiers Konzept der „Leitvariablen“ bringt das Konzept der Salienz ins Spiel. In derselben thematischen Forschungstradition stehen Mihms (und später Elmentalers) Arbeiten zur Übernahme der neuen Standardvarietäten (zunächst über Köln vermittelt) im Rhein-Maas-Raum (z.B. Elmentaler et al. 2000).

Besch und Mattheier gebührt auch der Verdienst, im so genannten Erp-Projekt (so die Bezeichnung eines ehemaligen Dorfs im ‚Weichbereich‘ von Köln, das in der Zeit Teil der Verwaltungseinheit Erftstadt wurde) erstmals in der neueren

Soziolinguistik die Rolle der Pendler und entsprechend die Umgestaltungen des (ehemals) ländlichen Sprachraums im Einzugsbereich der Großstädte untersucht zu haben (Mattheier 1980a; vgl. dazu inzwischen auch Britain 2012). Dabei wurde die „private" und die „öffentliche" Sprache der Informanten verglichen, d.h. es erfolgte eine Analyse sozialer Stile.

Typisch für Mattheiers Vorgehen ist die Kombination von Sprachbeschreibung, Sprachgebrauchsanalyse und Analyse des „Sprachwertsystems". Mattheier entwickelte schon in den 1980er Jahren, lang vor der Rezeption der Prestonschen *folk linguistics*, eine „Dialektologie des Sprechers", in die ältere Ansätze von Mitzka (siehe oben) und Büld (1939) einflossen. Die „Sprecherurteile" spielten entsprechend im Erp-Projekt eine große Rolle (vgl. Hufschmidt et al. 1983).

Die Analyse des sprachlichen Verhaltens erfolgte im Erp-Projekt mit quantitativen Methoden (vgl. z.B. Lausberg 1993). Auffällig ist aber, dass keine Variablenregeln verwendet wurden. Der Grund ist einfach: Die Labovschen Variablenregeln können nur auf Variation innerhalb einer Varietät angewendet werden, nicht jedoch auf die Dynamik zwischen zwei Varietäten, etwa zwischen Dialekt und Standard. So ist die von Schlobinski (1987) im Format einer Variablenregel untersuchte silbenanlautende *g*-Schwächungsregel im Berlinischen zwar ein aus dem Niederdeutschen über Substrateinfluss entlehnter Prozess, sie operiert jedoch im Berlinischen quasi ‚lautgesetzlich' und wird durch Faktoren des sprachlichen Kontexts ebenso wie durch soziale und situative Faktoren in ihrer Anwendung lediglich gefördert oder behindert. Es gibt im deutschen Sprachraum auch andere Variablen dieser Art, etwa die *ch*-Koronalisierung (vgl. Herrgen 1986). Anders verhält es sich aber mit Dialekt/Standard-Variablen, die auf historisch bestimmten lexikalischen Klassen operieren. So konnte die Berlinische Variation zwischen /e:/ und std. /ai/ wie in *weeßte*, *been* von Schlobinski nicht auf dieselbe Weise analysiert werden wie die *g*-Erweichung, denn es gehen ja keineswegs alle std. /ai/ in berlinisch /e:/ über (oder gar umgekehrt), sondern lediglich die Reflexe der mhd. Diphthonge; die Wahrscheinlichkeit der monophthongischen Realisierung ist überdies von Lexem zu Lexem verschieden. Gerade für die sprachliche Situation im mittel- und oberdeutschen Raum, wo solche Variationsphänomene eine große Rolle spielen, mussten daher andere Modelle entwickelt werden, die mit lexikalischen Korrespondenzregeln (*input switch rules*) zwischen Dialekt und Standard operieren. Wegweisend dafür waren die Arbeiten Dresslers zum Wienerischen. Bidialektale Modelle tragen der Standard/Dialekt-Dynamik in Deutschland, Österreich und vielen anderen europäischen Ländern weit besser Rechnung als das für die nordamerikanische Situation wohl adäquatere Modell der Variablenregel (vgl. Dressler/Wodak 1982; Rennison 1981; Moosmüller 1987; Auer 1990, 1993).

Die besprochenen Arbeiten machen bereits deutlich, dass die 1980er und 1990er Jahre auch die große Zeit der deutschen Stadtsprachenforschung sind (vgl. dazu auch u.a. Auer 1990 zu Konstanz; Brinkmann to Broxten 1986 zu Frankfurt; Steiner 1994 zu Mainz; Salewski 1998 zu Duisburg).

4.2 Soziale Gruppen und ihre Sprache

Das größte Stadtsprachenprojekt, das jemals in Deutschland durchgeführt wurde, war das im IDS von Werner Kallmeyer Mitte der 1980er bis Mitte der 1990er Jahre geleitete Projekt „Kommunikation in der Stadt" (vgl. Kallmeyer (Hg.) 1994–1995). Dieses Projekt hatte nicht die Absicht, Sprachwandel zu untersuchen (wie die meisten im letzten Abschnitt genannten Arbeiten zur Variabilität der Stadtsprache); vielmehr war es sein Ziel, mittels ethnografischer und gesprächsanalytischer Erfassung des Sprachverhaltens in mehreren Mannheimer Stadtvierteln mit unterschiedlicher sozialer Zusammensetzung Erkenntnisse darüber zu gewinnen, wie sprachliche Variation in der Interaktion eingesetzt wird, um soziale Zugehörigkeit zu signalisieren. Das Projekt stand damit in einer völlig anderen Tradition als die bisher genannten und griff u.a. auf den Begriff „soziale Welten", wie er in der Chicagoer Schule des Symbolischen Interaktionismus in der Soziologie entwickelt worden war, zurück, später auch auf Gumperz' Interaktionale Soziolinguistik.

Gumperz, der in den 1980er Jahren mehrfach als Gastprofessor zunächst an der Universität Konstanz, später auch am IDS tätig war, nahm in dieser Phase einen nachhaltigen Einfluss auf die deutsche Soziolinguistik. Er selbst hatte seine noch strukturalistisch geprägte Dissertation an der University of Michigan über ein germanistisches, dialektologisches Thema (schwäbische Diaspora-Dialekte) geschrieben und kannte sich in der deutschen Vorkriegsdialektologie gut aus. Seine anthropologische Arbeit in Indien hatte ihn aber zu der Überzeugung gebracht, dass ein völlig neuer Ansatz notwendig war, um die Verbindung von sozialen und sprachlichen Strukturen zu erfassen (vgl. Auer i.Dr.). Ausgangspunkt ist für ihn in seiner späten Phase nicht mehr das Sprachsystem einer einzelnen Varietät, sondern die Interaktion, in der der Sprecher oder die Sprecherin Elemente ihres multidialektalen und/oder multilingualen sprachlichen Repertoires aktiviert, um auf diese Weise Äußerungen in der einen oder anderen Weise zu „kontextualisieren" und so soziale und interaktionale Bedeutungen zu generieren. Damit treten zum einen die Sprecher/innen in den Vordergrund, die ihre sprachlichen Ressourcen situationsspezifisch mit verschiedenen Intentionen einsetzten (vgl. ähnlich auch Macha 1991). Zum anderen muss die Struktur und sequenzielle Entwicklung der Interaktion mit in die Analyse einbezogen werden: Sprecher wechseln ihre sprachlichen Mittel nach Gumperz' Auffassung, um die

Rahmung der Interaktion zu verändern, so wie bilinguale Sprecher den Code wechseln. Diese Erkenntnis führte zur Integration konversationsanalytischer Methoden in die Soziolinguistik (vgl. Auer 1984, 1986, 1990, S. 211–218; vgl. Gumperz 1994). Gumperz selbst sah seinen Ansatz der Zeichentheorie Peirce' – und nicht der Saussures – verpflichtet. Seine Methode kombiniert ethnografische und konversationsanalytische Verfahren. Dies setzt zwar ein profundes Wissen über die den Sprechern zur Verfügung stehenden sprachlichen Ressourcen voraus, zugleich entfällt aber das Primat des Systems. In Deutschland leitete das Mannheimer Stadtspracheprojekt den Übergang zu einer Soziolinguistik der indexikalischen Systeme ein, wie sie nach der Jahrtausendwende von Eckert und Silverstein propagiert wurde und inzwischen weltweit tonangebend ist.

Die beiden großen gesellschaftlich-politischen Herausforderungen, auf die die Soziolinguistik in dieser Phase reagieren musste, waren die veränderten Gender-Rollen und der Zusammenbruch der DDR. In beiden Fällen zeigt sich an der Art und Weise, in der die deutsche Soziolinguistik sich des Themas annahm, der Konflikt zwischen der traditionelleren korrelativen und der neueren indexikalisch-konstruktivistischen Soziolinguistik.

Die so genannte feministische Linguistik war zu großen Teilen keine empirische, sondern eine normative Bewegung, die die Veränderung des Sprachgebrauchs von oben zum Ziel hatte und damit zumindest auch teilweise erfolgreich war. Es gab aber auch eine empirische Gender-Forschung, die mit quantitativ-korrelativen Versuchen begann (‚Männer sprechen anders als Frauen'). Diese Untersuchungen hatten insbesondere das Diskursverhalten im Auge (Trömel-Plötz 1982).[10] Der Ansatz erwies sich als wenig ertragreich und wurde zunehmend von Untersuchungen ersetzt, die bei schärfer konturierten Gruppen oder *communities of practice* ansetzten und die Rolle der Sprache für die Konstitution dieser Gruppen nicht zuletzt mit ethnografischen Methoden thematisierten. Eine der ersten Arbeiten in dieser Tradition war Streecks im Rahmen des Mannheimer Stadtspracheprojekts entstandene Arbeit über eine Gruppe älterer Mannheimer Unterschichtsfrauen, die durch sexuelle Witze ihre Erfahrungen eben in ihrer Rolle als ältere Unterschichtsfrauen bearbeiten. Untersucht wird „ihre Weise, sich gemeinsam mit ihrem Leben auseinanderzusetzen" (Streeck 1988, S. 54), wozu auch die Selbst- und Fremdkategorisierung gehört. Diese Tradition ethnografischer und interaktionslinguistischer, genderbezogener Forschung in Gruppen setzt sich bis in die Gegenwart fort (vgl. z.B. Spreckels 2006 und verschiedene Beiträge in Kotthoff/Mertzlufft (Hg.) 2014). Die feministische Soziolinguistik rückte dabei

10 Zur Relevanz von Gender im phonologischen und grammatischen Sprachwandel vgl. Kotthoff (1992).

immer mehr von einem essentialistischen Gender-Begriff ab und begriff Gender zunehmend als Performanzphänomen (im Sinne Judith Butlers). Es geht um *doing gender*, nicht mehr um *being gender* (vgl. Kotthoff 2002 für einen Überblick über die Diskussionslage zur Jahrtausendwende).

Die Wiedervereinigung führte ebenfalls zu einer weit ausdifferenzierten soziolinguistischen Forschung (vgl. den Überblick bei Stevenson 2002). Sie reichte von variationslinguistischen Arbeiten insbesondere zu den beiden Teilen Berlins und der Rolle der Berliner Umgangssprache im Berliner Osten (vgl. dazu bereits vor der Wende Schlobinski 1987; ebenfalls Schlobinski 1996; Reiher 2001; Dittmar 2000) über Forschungen zur Ost-West-Migration aus Sachsen in westliche Bundesländer (Barden/Großkopf 1998; Auer/Barden/Großkopf 2000) und zur Auswirkung der Staatsgrenze auf Dialektgrenzen (Harnisch 2010) bis zu diskursanalytischen Rekonstruktionen des Mauerfalls (Dittmar 1997; Bredel 1999) und zu Untersuchungen zur Aneignung westlicher Gattungen wie des Bewerbungsgesprächs durch ostdeutsche Sprecher in der Nachwendezeit (Birkner 2001; Kern 2000).

In dieselbe Zeit fällt auch der Beginn der allerdings in Deutschland nur zögerlich entwickelten interkulturellen Interaktionsanalyse, der ebenfalls von John Gumperz beeinflusst war (Kotthoff 1991; Günthner 1991). Das Modell der interkulturellen Kommunikation wurde übrigens auf beide hier erwähnte Themen angewendet, also sowohl auf die Interaktion zwischen Ost- und Westdeutschen (Auer/Kern 2001) als auch auf die Interaktion zwischen Männern und Frauen (in der Tradition von Deborah Tannen; vgl. Günthner 1992).

Die Frage des Zusammenhangs zwischen sozialen Schichten und Sprache spielte in dieser Phase der Soziolinguistik kaum mehr eine Rolle. Bemerkenswert ist auch, dass die Rezeption Bourdieus sehr schwach bleibt (seine Theorien fanden fast nur in der Erziehungswissenschaft ein Echo, vgl. Gogolin 1992). Es herrschte eine grundsätzliche Skepsis sozialen Schichtenmodellen gegenüber. Dies entsprach wohl der Auffassung von der Bundesrepublik als einer sozial wenig differenzierten Gesellschaft.

5 Entwicklungen seit der Jahrtausendwende und die Soziolinguistik der Zukunft

Um die Jahrtausendwende lässt noch einmal einen Einschnitt in der Entwicklung der Soziolinguistik ansetzen. Seine Rechtfertigung ergibt sich vor allem aus der Art und Weise, wie seither das Thema Migration und Mehrsprachigkeit in den Vordergrund getreten ist. Fast nicht davon zu trennen ist das Interesse für jugendliche Sprechweisen, das wiederum an die Untersuchung der Sprachverwendung

in den neuen Medien gekoppelt ist. In Kurzform zusammengefasst, scheint mir die Soziolinguistik seit der Jahrtausendwende durch die folgenden Entwicklungen charakterisiert zu sein:

a) In der Sozio-Dialektologie geht das Interesse für die Struktur und Entwicklung des Variationsbereichs zwischen Grunddialekt und regional ungebundener Standardvarietät weiter (vgl. u.a. Auer 2005; Auer/Spiekermann 2011; Schmidt/Herrgen 2011; Auer/Schmidt (Hg.) 2010; Spiekermann 2008; Lenz 2003). Die korpuslinguistischen Verfahren sowie die kartenorientierten Darstellungsformen profitieren dabei von neuen statistischen Methoden (regressionsstatistische Modelle, *multidimensional scaling*, Cluster- und Interpolationsverfahren; vgl. in Deutschland z.B. Kehrein 2012; Schwarz erscheint). Dabei werden aber keine grundsätzlich neuen soziolinguistischen Erklärungsmodelle verwendet. Der früher dominante Faktor der sozialen Schicht bleibt als Erklärung für sprachliche Unterschiede weiter marginal (oder wird nur in der historischen Soziolinguistik diskutiert, z.B. in Bezug auf die Entwicklung der Arbeitersprache im 19. Jahrhundert; vgl. Mihm 1998; Elspaß 2005). Tatsächlich scheint sich die Sicht auf die Beziehung zwischen Dialektverwendung und sozialer Schicht inzwischen grundlegend verändert zu haben. Dialekt wird keineswegs mehr als Bildungsbarriere gesehen und auch nicht mehr als Merkmal eines bildungsfernen Sprachstils stigmatisiert; vielmehr ist der Diskurs über Dialektkompetenz dadurch geprägt, dass dem Dialekt/Standard-Sprecher dieselben positiven neuro-kognitiven Vorteile bescheinigt werden wie klassischen Bilingualen.
b) Das Interesse für die Perspektive der Sprecher auf Sprache (Einstellungen und Wissen, insbesondere über geografische Verteilung) hat nach der Jahrtausendwende unter dem Einfluss der Arbeiten Prestons (Preston 1989 u.a.) auch in der germanistischen Soziolinguistik zugenommen (vgl. u.a. Anders/Hundt/Lasch (Hg.) 2010; Stöckle i.Dr.). Die Bedeutung von Einstellungen für den Sprachwandel ist schon seit langem bekannt. Zusätzlich wird jedoch inzwischen auch die Struktur des Laienwissens über sprachliche Varianten als eine wichtige Determinante sprachlicher Veränderungen verstanden. Allerdings steht der Beweis noch aus, dass zwischen ethnodialektologischem Wissen und Sprachwandel tatsächlich ein kausaler Zusammenhang besteht.
c) Das Interesse der Sprachwandelforschung hat sich von eher unbewussten auf bewusste, oft stereotypisierte Merkmale verlagert. Hand in Hand damit geht eine gewisse Präferenz für die Untersuchung performativer Strategien, mittels derer Sprecher und Sprecherinnen sich sozial verorten. Besonders jugendliche Sprechweisen werden als *bricolage* aus Merkmalen verschiedenster Provenienz gesehen, deren indexikalische Bedeutung sich schnell verändern kann (vgl. Androutsopoulos 1998; Androutsopoulos/Georgakopolou (Hg.) 2003; Schlobinski/Heins (Hg.) 1998). Vor allem mediale Selbstinszenierungen in den neuen Medien (SMS,

Chats, Internet-Auftritte) sind inzwischen in einer Vielzahl von Arbeiten untersucht worden. Es gibt allerdings kaum Arbeiten, die mediales und face-to-face-Verhalten anhand derselben Sprecher aufeinander beziehen und mögliche Unterschiede herausarbeiten.
d) Seit der Jahrtausendwende ist das soziolinguistische Interesse an der Sprache von Jugendlichen mit Migrationshintergrund enorm gewachsen. Nach einer langen Phase, in der Mehrsprachigkeit hauptsächlich im Zusammenhang des Zweitspracherwerbs (oder bilingualen Erstspracherwerbs) aus psycholinguistischer Perspektive untersucht wurde (aber: Auer 1984; Auer (Hg.) 1998), wird seither auch das mehrsprachige Verhalten selbst und seine soziale Bedeutung stark thematisiert. Keim zeigt (z.B. 2007) den Wandel bilingualer Praktiken in einer Gruppe jugendlicher Mädchen mit türkischem Familienhintergrund. Dirim/Auer (2004) konnten anhand einer ethnografischen Untersuchung in Hamburg belegen, dass sich in multiethnischen Gruppen bilinguale Sprechstile entwickeln, zu der die Verwendung von Fragmenten anderer Migrationssprachen als der ‚eigenen' (insbesondere des Türkischen) gehören.

Zu den untersuchten jugendlichen Stilen gehören auch neue, poly-ethnische Formen oder zumindest Stile des Deutschen (Multi-Ethnolekte). Diese und ihre Transformationen in den Medien sowie in der Verwendung durch monolinguale und monoethnische deutsche Jugendliche (*crossing*) hat auch in Deutschland zu vehementen soziolinguistischen Debatten geführt (vgl. u.a. Androutsopoulos 2007; Auer 2003; Auer 2013a; Clyne 2000; Deppermann 2007; Freywald et al. 2011; Siegel 2014; Wiese 2006, 2012), die sich auf die Bewertung dieser Sprechweisen, ihren Status (als neue Varietät oder sogar Dialekt des Deutschen), ihre soziale Verbreitung und ihre Bedeutung für einen möglichen Sprachwandel im Deutschen insgesamt beziehen. Allerdings fehlen für die Beantwortung mancher dieser Fragen immer noch empirisch ausdifferenzierte, verlässliche Untersuchungen.
e) Schon seit der Mitte der 1990er Jahre gibt es eine bemerkenswerte Revitalisierung der Forschung zur Form und Verwendung des Standarddeutschen in den Ländern, in denen es Amtssprache ist, aber auch zu Gesellschaften, in denen Minderheiten deutsch sprechen oder sprachen oder wo Deutsch als Fremdsprache verwendet wird. Die Gründe dafür mögen teils ganz praktisch in den heute deutlich besseren Forschungsmöglichkeiten in Osteuropa liegen; auch die nach 1989 neu definierte Bedeutung des wirtschaftlich und politisch nun gewichtigeren Deutschlands in Europa und in einer globalisierten Welt – und der damit verbundenen Frage nach dem Stellenwert des Deutschen in Europa und in der Welt – wird wohl eine Rolle gespielt haben. Mit dem Ende der deutschen Doppelstaatlichkeit scheinen auch gewisse soziolinguistische Tabus verschwunden zu sein.

Die Diskussion über den polyzentrischen Charakter des Deutschen greift unmittelbar auf Überlegungen Kloss' zurück. Sie begann bereits Mitte der 1990er

Jahre mit Beiträgen von Clyne (1995) und Ammon (1995) und scheint anzudauern. Die Entwicklung verschiedener Varietäten des Standarddeutschen in Österreich und der deutschsprachigen Schweiz ist allerdings weniger eine Frage der tatsächlichen sprachlichen Divergenz als eine der sprachideologischen Enkodierung von Differenzen (Auer 2013b), die selbst einer eingehenden soziolinguistischen Untersuchung bedarf.

Die ebenfalls an Kloss erinnernde Frage, ob das Deutsche weltweit gesehen an Bedeutung zu- oder abnimmt, ist ebenfalls wieder aktuell. Aus der Anzahl der Sprecher des Deutschen in Europa werden Ansprüche auf die Verwendung der Sprache z.B. in den europäischen Institutionen abgeleitet. Die Bedeutung des Deutschen als Wissenschaftssprache und die Dominanz des Englischen wird diskutiert (vgl. Ammon 1998). Forschungen zu den deutschsprachigen Minderheiten v.a. in Osteuropa sind wieder en vogue (Rosenberg 1994 etc.; Gawrisch/Ammon 2010; Eichinger/Plewnia (Hg.) 2008); und selbst die sprachlich relativ wenig einflussreiche deutsche Kolonialzeit ist zum Forschungsthema geworden (vgl. u.a. Stolz (Hg.) 2011).

f) Die am Anfang der deutschen Soziolinguistik stehende Sprachbarrierendiskussion feierte in der Zeit nach der Jahrtausendwende eine erstaunliche Renaissance, wenn auch in einem neuen Gewand. Dem Schock der 1960er Jahre, als Picht die Bildungskatastrophe verkündete, entsprach nun der Schock der ersten PISA-Studie (siehe Baumert et al. (Hg.) 2001). Wie damals setzte sich die politische Erkenntnis durch, dass es sich der Wirtschaftsstandort Deutschland nicht erlauben kann, einen großen Teil seiner Schüler mit ungenügenden Lese- und Schreibkenntnissen aus der Schule zu entlassen und damit ihre beruflichen Karrieren zu belasten. Die Reproduktion sozialer Ungleichheit durch die Schule wird nun aber völlig ihrer schichtensoziologischen Begründung und Einbettung entkleidet und ausschließlich in Bezug auf den Faktor Migrationshintergrund diskutiert. Damit erscheint die Mehrsprachigkeit selbst als Problem (vgl. die Beiträge in Gogolin/Neumann (Hg.) 2009 zum so genannten Esser-Report). Eine jüngere Untersuchung von Steinig et al. (2009), die die schriftlichen Leistungen (Filmnacherzählungen) von Viertklässlern im Jahr 1972 und im Jahr 2002 vergleicht, kommt jedoch zu dem Ergebnis, dass die soziale Selektion durch die Schule heute wesentlich besser von den schriftsprachlichen Leistungen der Schüler vorhergesagt wird als vor 40 Jahren, und dass dieses Ergebnis nur teilweise auf den Migrationshintergrund der Schüler zurückgeführt werden kann (ebd., S. 345).[11] Die Autoren kommen zu der Schlussfolgerung:

11 Diskriminanzanalysen weisen nach wie vor den Merkmalen „Kasusmarkierung" (Ruhrgebiet) und Rechtschreibung einen wichtigen Einfluss zu; 2002 ist allerdings der Wortschatz der beste

> Es erscheint uns geradezu als Ironie soziolinguistischer Forschung, dass in unserer Zeit, in der die Theorie Bernsteins nur noch bruchstückhaft bekannt ist, seine Annahmen eine vergleichsweise hohe Erklärungskraft haben, während sie in den 1970er Jahren in der (sic) seine Thesen in der Soziolinguistik wie in der Sprachdidaktik intensiv diskutiert wurden, in der Bundesrepublik empirisch nicht bestätigt werden konnten, jedenfalls nicht überzeugend. (Steinig et al. 2009, S. 353)

Die Autoren beklagen weiterhin, dass die Diskussion sich „seit Ende der 1970er Jahre" immer mehr der Zweisprachigkeit zugewandt hat; dabei korreliere der Faktor Schicht aber mit den meisten untersuchten sprachlichen Merkmalen wesentlich besser als der Faktor Zweisprachigkeit (ebd., S. 369). Bemerkenswert ist vielleicht auch, dass das, was in den 1970er Jahren als kompensatorische Spracherziehung höchst kritisch diskutiert wurde, heute als frühkindliche und vorschulische Sprachförderung (im Deutschen!) mit großer Selbstverständlichkeit als Königsweg zur Verbesserung der schulischen Leistungen von Kindern mit Migrationshintergrund gesehen wird.

6 Abschließende Bemerkungen

In den letzten 50 Jahren ist in der Soziolinguistik in Deutschland viel passiert. Wie in allen Teilbereichen der Linguistik waren die frühen Jahre der sich selbst erfindenden Soziolinguistik bis etwa 1970 von einer Mischung aus Aufbruchsstimmung und heute teils naiv anmutendem Import von Modellen aus dem Ausland gekennzeichnet (in diesem Fall zunächst aus England). Inzwischen hat sich die Soziolinguistik längst professionalisiert, diversifiziert und dabei theoretisch und methodisch weiterentwickelt. Nicht ganz ohne Neid konstatiert man allerdings, dass die (Sozio-)Linguistik während der späten 1960er und 1970er Jahren im Zentrum der gesellschaftlichen Diskurse agierte. Wir sind heute besser, aber auch bescheidener, und wir werden viel weniger gehört. Das liegt teils an uns, teils an den gesellschaftlichen Entwicklungen.

Dabei gibt es viel zu tun. Wir sprechen heute anders als vor 50 Jahren. Zu den wichtigsten soziolinguistischen Themen gehören die massive Umstrukturierung

---

Prädiktor; Schriftbild, Verbmorphologie (vermutlich durch den Einfluss der Migration) und Anteil der Hypotaxe spielen ebenfalls eine Rolle (Steinig et al. 2009, S. 350). Die Unterschiede zwischen den älteren und den neueren Daten sind teils positiv, teils negativ zu bewerten. Unter den Kindern mit Gymnasialempfehlung gebe es heute eine stärkere Fähigkeit zur „variantenreicheren erzählerischen Textgestaltung"; besonders bei den Kindern aus der Unterschicht haben hingegen die Rechtschreibleistungen abgenommen (ebd., S. 345).

der Beziehung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die riesige Anzahl von nichtmuttersprachlichen, plurilingualen Sprechern und Sprecherinnen des Deutschen in Deutschland und die grundsätzliche Mehrsprachigkeit unserer Schulen, die Auswirkungen der immer noch vergleichsweise bescheidenen, aber sich doch entwickelnden deutsch-englischen Zweisprachigkeit, die radikale Umgestaltung des Gefüges aus Dialekt und Standard innerhalb der letzten 50 Jahre und die neue Bedeutung dialektaler Sprechweisen für die regionale und lokale Identitätsdarstellung in einer globalisierten Welt, das Verschwinden alter Leitmedien (Buch, Bühne) und die zentrale Bedeutung neuer schriftlicher Medien. Die Themen sollten der Soziolinguistik also auch in Zukunft nicht ausgehen.

Literatur

Ammon, Ulrich (1973a): Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule. 2., überarb. Aufl. Weinheim.

Ammon, Ulrich (1973b): Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung: eine empirische Untersuchung zu einem vernachlässigten Aspekt von Sprache und sozialer Ungleichheit. (= Pragmalinguistik 3). Weinheim.

Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.

Ammon, Ulrich (1998): Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache? Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen. Berlin/New York.

Ammon, Ulrich/Kellermeier, Birte (1997): Dialekt als Sprachbarriere passé? 25 Jahre danach. Versuch eines Diskussions-Erweckungsküsschens. In: Deutsche Sprache 25, S. 21–38.

Anders, Christina Ada/Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.) (2010): Perceptual dialectology. Neue Wege der Dialektologie. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 28). Berlin/New York.

Androutsopoulos, Jannis (1998): Deutsche Jugendsprache: Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen. (= VarioLingua 6). Frankfurt a.M. u.a.

Androutsopoulos, Jannis (2007): Ethnolekte in der Mediengesellschaft. Stilisierung und Sprachideologie in Performance, Fiktion und Metasprachdiskurs. In: Fandrych, Christian/Salverda, Reinier (Hg.): Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen. (= Studien zur Deutschen Sprache 41). Tübingen, S. 113–157.

Androutsopoulos, Jannis/Georgakopoulou, Alexandra (Hg.) (2003): Discourse constructions of youth identities. (= Pragmatics & Beyond, N.S. 110). Amsterdam, S. 197–219.

Auer, Peter (1984): Bilingual conversation. (= Pragmatics & Beyond 5, 8). Amsterdam.

Auer, Peter (1986): Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting). In: Deutsche Sprache 14, S. 97–124.

Auer, Peter (1990): Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache. (= Studia linguistica Germanica 28). Berlin u.a.

Auer, Peter (1993): Bidimensionale Modelle für die Beschreibung von Standard/ Dialekt-Variation und ihre Vorläufer in der deutschen Dialektologie. Ein Beitrag zur historischen Kontinuität. In: Viereck, Wolfgang (Hg.): Verhandlungen des Internationalen

Dialektologenkongresses, Bamberg 29.7.–4.8.1990. Bd. 2: Historische Dialektologie und Sprachwandel. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75). Stuttgart, S. 3–22.
Auer, Peter (Hg.) (1998): Code-Switching in conversation. Language, interaction and identity. London u.a.
Auer, Peter (2003): ‚Türkenslang' – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hg.): Spracherwerb und Lebensalter. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 83). Tübingen, S. 255–264.
Auer, Peter (2005): Europe's sociolinguistic unity, or: A typology of European dialect/standard constellations. In: Delbecque, Nicole/van der Auwera, Johan/Geeraerts, Dirk (Hg.): Perspectives on variation. Sociolinguistic, historical, comparative. (= Trends in Linguistics 163). Berlin, S. 7–42.
Auer, Peter (2007): Introduction. In: Auer, Peter (Hg.): Style and social identities. Alternative approaches to linguistic heterogeneity. (= Language, Power and Social Process 18). Berlin, S. 1–28.
Auer, Peter (2013a): Ethnische Marker zwischen Varietät und Stil. In: Deppermann, Arnulf (Hg.): Das Deutsch der Migranten. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2012). Berlin, S. 9–40.
Auer, Peter (2013b): Enregistering pluricentric German. In: Soares da Silva, Augusto (Hg.): Pluricentricity. Language variation and sociocognitive dimensions. Berlin/Boston, S. 19–48.
Auer, Peter (i.Dr.): John Gumperz as a Dialectologist. Erscheint in: Langage et société.
Auer, Peter/Barden, Birgit/Großkopf, Beate (2000): Long-term linguistic accommodation and its sociolinguistic interpretation: Evidence from the Inner-German Migration after the Wende. In: Mattheier, Klaus J. (Hg.): Dialect and migration in a changing Europe. (= VarioLingua 12). Frankfurt a.M. u.a, S. 79–98.
Auer, Peter/di Luzio, Aldo (Hg.) (1992): The contextualization of language. (= Pragmatics & Beyond, N.S. 22). Amsterdam.
Auer, Peter/Hinskens, Frans (2005): The role of interpersonal accommodation in a theory of language change. In: Auer, Peter/Hinskens, Frans/Kerswill, Paul (Hg.): Dialect change. Convergence and divergence in European languages. Cambridge, S. 335–357.
Auer, Peter/Heller, Monica/Roberts, Celia (i.Dr.): John Gumperz. In: Verschueren, Jef/Östman, Jan-Ola/Blommaert, Jan (Hg.): Handbook of Pragmatics. Amsterdam.
Auer, Peter/Kern, Friederike (2001): Three ways of analysing communication between East and West Germans as intercultural communication. In: di Luzio, Aldo/Günthner, Susanne/Orsetti, Franca (Hg.): Culture in communication. Analyses of intercultural situations. (= Pragmatics and Beyond, N.S. 81). Amsterdam, S. 89–116.
Auer, Peter/Roberts, Celia (2011): Introduction. John Gumperz and the indexicality of language. In: Text & Talk 31, S. 381–393.
Auer, Peter/Schmidt, Jürgen E. (Hg.) (2010): Language and space. An international handbook of linguistic variation. 1. Halbbd.: Theories and methods. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30.1). Berlin u.a.
Auer, Peter/Spiekermann, Helmut (2011): Demotisation of the standard variety or destandardisation? The changing status of German in late modernity (with special reference to south-western Germany). In: Kristiansen, Tore/Coupland, Nikolas (Hg.): Standard languages and language standards in a changing Europe. (= Standard Language Ideology in Contemporary Europe 1). Oslo, S. 161–177.
Bach, Adolf (1950): Deutsche Mundartkunde. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. 2. Aufl. Heidelberg.

Barden, Birgit/Großkopf, Beate (1998): Sprachliche Akkommodation und soziale Integration: Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemannischen Sprachraum. (= Phonai 43). Tübingen.

Baumert, Jürgen et al. (Hg.) (2001): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Deutsches PISA-Konsortium. Opladen.

Becker, Angelika/Dittmar, Norbert/Klein, Wolfgang (1978): Sprachliche und soziale Determinanten im kommunikativen Verhalten ausländischer Arbeiter. In: Quasthoff (Hg.), S. 158–192.

Bellmann, Günter (Hg.) (1994–2002): Mittelrheinischer Sprachatlas. Bd. 5: Morphologie. Tübingen.

Bernstein, Basil (1964): Elaborated and restricted codes: their social origins and some consequences. In: American Anthropologist, Special Publication 66, S. 55–69.

Besch, Werner (1967): Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert. Studien zur Erforschung der spätmittelhochdeutschen Schreibdialekte und zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. (= Bibliotheca Germanica 11). München.

Birkner, Karin (2001): Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen: eine kommunikative Gattung in Zeiten gesellschaftlichen Wandels. (= Linguistische Arbeiten 441). Tübingen.

Blom, Jan-Petter/Gumperz, John (1972): Social meaning in linguistic structure: Code-switching in Norway. In: Gumperz, John/Hymes, Dell (Hg.): Directions in Sociolinguistics. The ethnography of communication. New York, S. 407–434. [Neuabdruck in: Wei, Li (Hg.): The bilingualism reader. 1. Aufl. 2000, 2. Aufl. 2007. London.]

Bourdieu, Pierre (1998 [1994]): Ist interessenfreies Handeln möglich?. In: Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a.M., S. 139–157. [Orig. in: Bourdieu, Pierre (1994): Raisons pratiques. Sur la théorie de l'action. Paris.]

Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Studien zur narrativen Verarbeitung der „Wende" 1989. (= Stauffenburg Linguistik 17). Tübingen.

Brinkmann to Broxten, Eva (1986): Stadtsprache – Stadtmundart: Studien zum Gebrauch und zur Funktion mundartnaher Sprachvarietäten in Frankfurt/Main. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 289). Tübingen.

Britain, David (2012): Countering the urbanist agenda in variationist sociolinguistics: Dialect contact, demographic change and the rural-urban dichotomy. In: Hansen, Sandra et al. (Hg.): Dialectological and folk dialectological concepts of space. Current methods and perspectives in sociolinguistic research on dialect change. (= Linguae & Litterae 17). Berlin/New York, S. 12–30.

Büld, Heinrich (1939): Sprache und Volkstum im nördlichen Westfalen. Sprachgrenzen und Sprachbewegungen in der Volksmeinung. Emsdetten.

Bußmann, Hadumod (Hg.) (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. 3., aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart.

Chambers, Jack K./Trudgill, Peter (1980): Dialectology. (= Cambridge Textbooks in Linguistics). Cambridge.

Clyne, Michael G. (1995): The German language in a changing Europe. Cambridge.

Clyne, Michael (2000): Lingua Franca and ethnolects in Europe and beyond. In: Sociolinguistica 14, S. 83–89.

Coseriu, Eugenio (1955): La geografía lingüística. Montevideo. [Deutsche Übersetzung: Die Sprachgeographie (1975). (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 57). Tübingen.]

Deppermann, Arnulf (2007): Playing with the voice of the other. Stylized Kanaksprak conversations among German adolescents. In: Auer, Peter (Hg.): Style and social identities.

Alternative approaches to Linguistic Heterogeneity. (= Language, Power and Social Process 18). Berlin, S. 325–361.

Dirim, Inci/Auer, Peter (2004): Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland. (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 4). Berlin/New York.

Dittmar, Norbert (1973): Soziolinguistik. (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 4). Frankfurt a.M.

Dittmar, Norbert (1997): Sprachliche und kommunikative Perspektiven auf ein gesamtdeutsches Ereignis in Erzählungen von Ost- und Westberlinern. In: Barz, Irmhild/Fix, Ulla (Hg.): Deutsch-deutsche Kommunkationserfahrungen im arbeitsweltlichen Alltag. (= Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik 16). Bern/Frankfurt a.M., S. 1–32.

Dittmar, Norbert (2000): Sozialer Umbruch und Sprachwandel am Beispiel der Modalpartikeln halt und eben in der Berliner Kommunikationsgemeinschaft nach der ‚Wende'. In: Auer, Peter/Hausendorf, Heiko (Hg.): Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen. Mikroanalytische Aspekte des sprachlichen und gesellschaftlichen Wandels in den Neuen Bundesländern. (= Reihe Germanistische Linguistik 219). Tübingen, S. 199–234.

Dressler, Wolfgang/Wodak, Ruth (1982): Sociophonological methods in the study of sociolinguistic variation in Viennese German. In: Language in Society 11, S. 339–370.

Eckert, Penelope (2004): The meaning of style. In: Texas Linguistic Forum 47, S. 41–53.

Eckert, Penelope (2008): Variation and the indexical field. In: Journal of Sociolinguistics 12, S. 453–476.

Elmentaler, Michael et al. (2000): Die frühneuzeitliche Überschichtung der rheinmaasländischen Stadtsprachen. Ein Duisburger Forschungsprojekt zur Entstehung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze. In: Elmentaler, Michael (Hg.): Regionalsprachen, Stadtsprachen und Institutionssprachen im historischen Prozess. (= Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 10). Wien, S. 115–154.

Eichinger, Ludwig/Plewnia, Albrecht (Hg.) (2008): Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa. Tübingen.

Elspaß, Stephan (2005): Sprachgeschichte von unten: Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. (= Reihe Germanistische Linguistik 263). Tübingen.

Freywald, Ulrike et al. (2011): Kiezdeutsch as a multiethnolect. In: Kern, Friederike/Selting, Margret (Hg.): Ethnic styles of speaking in European metropolitan areas. (= Studies in Language Variation 8). Amsterdam, S. 45–74.

Gawrisch, Vanessa/Ammon, Ulrich (2010): Die deutschen und deutschsprachigen Minderheiten in der EU: Sprachenrechte und Chancen des Spracherhalts. In: Europa ethnica 67, 3–4, S. 93–101.

Gogolin, Ingrid (1992): Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Münster/New York.

Gogolin Ingrid/Neumann, Ursula (Hg.) (2009): Streitfall Zweisprachigkeit. The Bilingualism Controversy. Wiesbaden.

Günthner, Susanne (1991): Pi Lao Zheng („Müdigkeit im Kampf"): Zur Begegnung deutscher und chinesischer Gesprächsstile. In: Müller-Jacquier, Bernd (Hg.): Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. (= Studium Deutsch als Fremdsprache 9). München, S. 297–323.

Günthner, Susanne (1992): Sprache und Geschlecht: Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation? In: Linguistische Berichte 138, S. 123–142. [Nachgedruckt 1996 in: Hoffmann, Ludger (Hg.): Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin/New York, S. 235–260.]

Gumperz, John (1978): Sprache, soziales Wissen und interpersonale Beziehungen. In: Quasthoff (Hg.), S. 114–127.
Gumperz, John J. (1994): Sprachliche Variabilität in interaktionsanalytischer Perspektive. In: Kallmeyer, Werner (Hg.): Kommunikation in der Stadt. Bd. 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4). Berlin, S. 611–639.
Harnisch, Rüdiger (2010): Divergence of linguistic varieties in a language space. In: Auer/Schmidt (Hg.), S. 275–294.
Heidelberger Forschungsprojekt Pidgindeutsch (HFP) (1975): Zur Sprache ausländischer Arbeiter. Syntaktische Analysen und Aspekte des kommunikativen Verhaltens. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 5, 18, S. 78–121.
Herrgen, Joachim (1986): Koronalisierung und Hyperkorrektion. Das palatale Allophon des /ch/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen. (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 9). Stuttgart.
Hufschmidt, Jochen et al. (1983): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Bd. 2: Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Berlin.
Hutton, Christopher (1999): Linguistics and the Third Reich. Mother-tongue fascism, race and the science of language. (= Routledge Studies in the History of Linguistics 1). London/New York.
Jäger, Siegfried (1971): Sprachnorm und Schülersprache. Allgemeine und regional bedingte Abweichungen von der kodifizierten hochsprachlichen Norm in der geschriebenen Sprache bei Grund- und Hauptschülern. In: Moser, Hugo (Hg.): Sprache und Gesellschaft: Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1970). Düsseldorf, S. 166–233.
Jäger, Siegfried/Feldbusch, Elisabeth (1973): Sprechen und soziale Schicht. Ein neues Verfahren zur schichtspezifischen Analyse geschriebener und gesprochener Sprache. (= Athenäum-Skripten Linguistik 11). Frankfurt a.M.
Kallmeyer, Werner (Hg.) (1994–1995): Kommunikation in der Stadt. Bd. 1–4. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4). Berlin/New York.
Kehrein, Roland (2012): Regionalsprachliche Spektren im Raum. Zur linguistischen Struktur der Vertikale. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 152). Stuttgart.
Keim, Inken (2007): Die „türkischen Powergirls". Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. (= Studien zur Deutschen Sprache 39). Tübingen.
Kern, Friederike (2000): Kulturen der Selbstdarstellung. Ost- und Westdeutsche in Bewerbungsgesprächen. Wiesbaden.
Klein, Wolfgang (1974): Sprachliche Variation. Frankfurt a.M.
Klein, Wolfgang/Wunderlich, Dieter (Hg.) (1971): Aspekte der Soziolinguistik. (= Schwerpunkte Linguistik und Kommunikationswissenschaft 1). Frankfurt a.M.
Kloss, Heinz (1929): Nebensprachen. Eine sprachpolitische Studie über die Beziehung eng verwandter Sprachgemeinschaften. Niederländisch, Deutsch, Jiddisch, Afrikaans, Friesisch, Pensylvania-Deutsch. Wien.
Kloss, Heinz (1941): Brüder vor den Toren des Reiches. Vom volksdeutschen Schicksal. (= Nationalpolitische Aufklärungsschriften 18). Berlin.
Kloss, Heinz (1969): Grundfragen der Ethnopolitik im 20. Jahrhundert. Die Sprachgemeinschaft zwischen Recht und Gewalt. Wien/Stuttgart.
Kotthoff, Helga (1991): Oberflächliches Miteinander versus unfreundliches gegeneinander? Deutsch-amerikanische Stildifferenzierungen bei Nicht-Übereinstimmung. In:

Müller-Jacquier, Bernd (Hg.): Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. (= Studium Deutsch als Fremdsprache 9). München, S. 325–342.
Kotthoff, Helga (1992): Unruhe im Tabellenbild? Zur Interpretation weiblichen Sprechens in der Soziolinguistik. In: Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hg.): Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen. Stuttgart, S. 126–147.
Kotthoff, Helga (2002): Was heißt eigentlich ‚doing gender'. Zu Interaktion und Geschlecht. In: van Leeuwen-Turnovcová, Jirina et al. (Hg.): Gender-Forschung in der Slawistik. (= Wiener Slavistischer Almanach, Sonderbd. 55). Wien, S. 1–27.
Kotthoff, Helga/Mertzlufft, Christine (Hg.) (2014): Jugendsprachen: Stilisierungen, Identitäten, mediale Ressourcen. (= Sprache, Kommunikation, Kultur 13). Frankfurt a.M.
Labov, William (1976/1978): Sprache im sozialen Kontext. Beschreibung und Erklärung struktureller und sozialer Bedeutung von Sprachvariation. Hrsg. v. Norbert Dittmar u. Bert-Olaf Rieck. Bd. 1 (1976), Bd. 2 (1978). Kronberg/Ts.
Lasch, Agathe (1910): Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Dortmund.
Lasch, Agathe (1928): Berlinisch: eine berlinische Sprachgeschichte. (= Berlinische Forschungen 2). Berlin.
Lausberg, Helmut (1993): Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchung anhand von Tonbandaufnahmen aus Erftstadt-Erp. (= Rheinisches Archiv 130). Köln.
Lenz, Alexandra (2003): Struktur und Dynamik des Substandards: Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 125). Stuttgart.
Löffler, Heinrich (2005): Germanistische Soziolinguistik. 3., überarb. Aufl. (= Grundlagen der Germanistik 28). Berlin.
Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Köln.
Mattheier, Klaus J. (1980a): Sprachveränderung im Rheinland. In: Ureland, Per Sture (Hg.): Sprachvariation und Sprachwandel. Probleme der Inter- und Intralinguistik. (= Linguistische Arbeiten 92). Tübingen, S. 121–137.
Mattheier, Klaus J. (1980b): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg.
Mattheier, Klaus J. (1981): Wege und Umwege zur nhd. Schriftsprache. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 9, S. 274–307.
Mattheier, Klaus J. (1985): Dialektologie der Dialektsprecher. Überlegungen zu einem interpretativen Ansatz in der Dialektologie. In: Germanistische Mitteilungen – Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Kultur 21, S. 47–67.
Mattheier, Klaus J. (1997): Über Destandardisierung, Umstandardisierung und Standardisierung in modernen europäischen Standardsprachen. In: Mattheier, Klaus J./Radtke, Edgar (Hg.): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. (= VarioLingua 1). Frankfurt a.M., S. 1–9.
Meisel, Jürgen M. (1975): Ausländerdeutsch und Deutsch ausländischer Arbeiter. Zur möglichen Entstehung eines Pidgin in der BRD. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 18, S. 9–53.
Mihm, Arend (1998): Arbeitersprache und gesprochene Sprache im 19. Jahrhundert. In: Cherubim, Dieter/Grosse, Siegfried/Mattheier, Klaus J. (Hg.): Sprache und bürgerliche

Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin/New York, S. 282–316.

Mihm, Arend (2000): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner et al. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbbd. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2). Berlin/New York, S. 2107–2137.

Mitzka, Walther (1928): Psychologie des Sprachausgleichs. In: Mitzka, Walther (Hg.): Sprachausgleich in den deutschen Mundarten bei Danzig. (= Königsberger deutsche Forschungen 2). Königsberg i.Pr., S. 55–68.

Moosmüller, Sylvia (1987): Soziophonologische Variation im gegenwärtigen Wiener Deutsch. Eine empirische Untersuchung. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 56). Wiesbaden/Stuttgart.

Naumann, Hans (1922): Grundzüge der deutschen Volkskunde. (= Wissenschaft und Bildung 181). Leipzig.

Naumann, Hans (1925): Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht. In: Jahrbuch für Philologie 1, S. 55–69.

Oevermann, Ulrich (1970): Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg. (= Studien und Berichte 18). Berlin.

Picht, Georg (1964): Die deutsche Bildungskatastrophe. Freiburg i.Br.

Preston, Dennis (1989): Perceptual dialectology. Nonlinguists' views of areal linguistics. Dordrecht.

Quasthoff, Uta M. (Hg.) (1978): Sprachstruktur – Sozialstruktur: Zur linguistischen Theorienbildung. (= Monographien Linguistik und Kommunikationswissenschaft 30). Königstein/Ts.

Quasthoff, Uta M. (1978): Was ist Sprachsystem? Sprachtheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Sprechern. In: Quasthoff (Hg.), S. 43–56.

Reiher, Ruth (2001): Berlinisch heute. Kompetenz – Verwendung – Bewertung. (= Sprache – System und Tätigkeit 36). Frankfurt a.M. u.a.

Rennison, John R. (1981): Bidialektale Phonologie. Die Kompetenz zweier Salzburger Sprecher. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 34). Wiesbaden.

Rosenberg, Peter (1986): Der Berliner Dialekt - und seine Folgen für die Schüler. Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialektsprechender Berliner Schüler. (= Reihe Germanistische Linguistik 68). Tübingen.

Rosenberg, Peter (1994): Varietätenkontakt und Varietätenausgleich bei den Russlanddeutschen. Orientierungen für eine moderne Sprachinselforschung. In: Berend, Nina/Mattheier, Klaus J. (Hg.): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt a.M., S. 123–164.

Salewski, Kerstin (1998): Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 99). Stuttgart.

Schlieben-Lange, Brigitte (1973): Soziolinguistik. Eine Einführung. (= Urban-Taschenbücher 176). Stuttgart u.a.

Schlobinski, Peter (1987): Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung. (= Soziolinguistik und Sprachkontakt 3). Berlin.

Schlobinski, Peter (1996): Zu r-Vokalisierung im Berlinischen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 24, S. 195–204.

Schlobinski, Peter/Heins, Niels-Christian (Hg.) (1998): Jugendliche und „ihre" Sprache. Sprachregister, Jugendkulturen und Wertesysteme. Empirische Studien. Opladen u.a.
Schmidt, Jürgen E./Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. (= Grundlagen der Germanistik 49). Berlin.
Schwarz, Christian (erscheint): Phonologischer Wandel in den alemannischen Basisdialekten in Südwestdeutschland im 20. Jahrhundert. Eine empirische Untersuchung zum Vokalismus. Wiesbaden.
Senft, Gunter (1982): Sprachliche Varietät und Variation im Sprachverhalten Kaiserslauterer Metallarbeiter. Untersuchungen zu ihrer Begrenzung, Beschreibung und Bewertung. (= Arbeiten zur Sprachanalyse 2). Bern/Frankfurt a.M.
Siegel, Vanessa (2014): Präpositionalphrasen ohne Präpositionen? Zur syntaktischen Reduktion im ‚Türkendeutschen'. In: Kotthoff/Mertzlufft (Hg.), S. 67–93.
Spiekermann, Helmut (2008): Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards. (= Linguistische Arbeiten 526). Tübingen.
Spreckels, Janet (2006): Britneys, Fritten, Gangschta und wir: Identitätskonstitution in einer Mädchengruppe. Eine ethnographisch-gesprächsanalytische Untersuchung. (= VarioLingua 30). Frankfurt a.M. u.a.
Steiner, Christiane (1994): Sprachvariation in Mainz. Quantitative und qualitative Analysen. (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 19). Stuttgart.
Steinig, Wolfgang (1976): Soziolekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen. (= Sprache der Gegenwart 40). Düsseldorf.
Steinig, Wolfgang et al. (2009): Schreiben von Kindern im diachronen Vergleich. Texte von Viertklässlern aus den Jahren 1972 und 2002. Münster u.a.
Stevenson, Patrick (2002): Language and German disunity. A sociolinguistic history of East and West in Germany, 1945–2000. Oxford.
Stöckle, Philipp (i.Dr.): Subjektive Dialekträume im alemannischen Dreiländereck. Unveröffentl. Diss. 2013.
Stolz, Thomas (Hg.) (2011): Kolonialzeitliche Sprachforschung. Die Beschreibung afrikanischer und ozeanischer Sprachen zur Zeit der deutschen Kolonialherrschaft. (= Koloniale und postkoloniale Linguistik 1). Berlin.
Streck, Tobias (2012): Phonologischer Wandel im Konsonantismus der alemannischen Dialekte Baden-Württembergs. Sprachatlasvergleich, Spontansprache und dialektometrische Studien. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 148). Stuttgart.
Streeck, Jürgen (1988): Seniorinnengelächter. In: Kotthoff, Helga (Hg.): Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern. Frankfurt a.M., S. 54–76.
Thierfelder, Franz (1938): Deutsch als Weltsprache. Bd. 1: Die Grundlagen der deutschen Sprachgeltung in Europa. Berlin.
Trömel-Plötz, Senta (1982): Frauensprache. Sprache der Veränderung. Frankfurt a.M.
Vandekerckhove, Mechthild (2010): Urban and rural language. In: Auer/Schmidt (Hg.), S. 315–331.
Wiese, Heike (2006): „Ich mach dich Messer". Grammatische Produktivität in der Kiez-Sprache. In: Linguistische Berichte 207, S. 245–273.
Wiese, Heike (2012): Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. München.